

Zu diesem Heft	3*
„Fränkische Dialekte“	
<i>Monika Fritz-Scheuplein</i>	
Dialekte in Franken – ein Überblick	6*
<i>Gunther Schunk</i>	
Regionalität und Sprache. Der Dialekt nach der Jahrtausendwende, am Beispiel von Mainfranken	23*
<i>Alfred Klepsch</i>	
Fränkischer Wortschatz. Seine Erforschung und Verbreitung	28*
<i>Helmut Haberkamm</i>	
Mundart bedeutet Vielfalt und Kraftquelle	36*
<i>Bertram Popp</i>	
Der Urigel und des Wischkästla – alte und neue Dialektbegriffe in Oberfranken	45*
<i>Benedikt Feser</i>	
Der Dialekt braucht die Dörfer	49*
<i>Henning Glawatz</i>	
Schloss Büchold – Ein Juwel im Herzen Unterfrankens	52*
Bücher zu fränkischen Themen	59*

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

Benedikt Feser

1. Vorsitzender des Vereins zur Bewahrung des unterfränkischen Dialektes e.V.
Brackenstraße 12, 97450 Arnstein-Büchold
info@unterfraenkisch.de

Dr. Monika Fritz-Scheuplein

Unterfränkisches Dialektinstitut der Universität Würzburg
Am Hubland, 97074 Würzburg
monika.fritz-scheuplein@uni-wuerzburg.de

Henning Glawatz

Brigadegeneral a.D.
Schlossberg 5, 97450 Büchold
henning.glawatz@googlemail.com

Dr. Helmut Haberkamm

Gymnasiallehrer, Mundartautor
Am Mühlgarten 21, 91080 Spardorf
helmut.haberkamm@gmx.de

Ingeborg Höverkamp

Dozentin, Schriftstellerin
Karl-Plesch-Straße 15, 90596 Schwanstetten
ingeborg-hoeverkamp@t-online.de

Prof. Dr. Alfred Klepsch

Department für Germanistik der Universität Erlangen
Fränkisches Wörterbuch
Am Weichselgarten 9, 91058 Erlangen
alfred.klepsch@fau.de

Dr. Frank Piontek

Kulturpublizist
Leuschnerstraße 13, 95447 Bayreuth
drpiopiontek@gmx.de

Bertram Popp

Museumsleiter und Kreisheimatpfleger
Oberfränkisches Bauernhofmuseum Kleinlosnitz
95239 Zell i. Fichtelgebirge
bertram.popp@kleinlosnitz.de

Dr. Gunther Schunk

Kommunikationsverantwortlicher
Fachmedienhaus Vogel Communications Group
Schillerstraße 2, 97072 Würzburg
gunther.schunk@gmx.de

Renate Wolfrum

Schriftführerin des Vereins „Oberfränkische Malertage e.V.“
Kreuzknockhaus, 95355 Presseck
wolfrum.guenther@t-online.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Zu diesem Heft:

*Liebe Leser der Zeitschrift
FRANKENLAND!*

Das Sonderheft der Zeitschrift FRANKENLAND, das Sie gerade in Händen halten, präsentiert Ihnen die eingesandten informativen und ansprechenden Beiträge des 7. Fränkischen Thementages des FRANKENBUNDES, den die Bundesleitung am 22. September 2018 in Büchold bei Arnstein (Ufr.) veranstaltete. Nachdem in den letzten Jahren ein wieder erstarktes Interesse am Dialekt zu beobachten ist, veranlasste dies den FRANKENBUND sich auf seinem diesjährigen Thementag mit den fränkischen Dialekten zu befassen.

Als Kooperationspartner konnte der FRANKENBUND den noch jungen und sehr rührigen „Verein zur Bewahrung des unterfränkischen Dialektes e.V.“ unter seinem engagierten 1. Vorsitzenden Benedikt Feser gewinnen; dieser Verein hat sich zur Aufgabe gemacht, den einheimischen Dialekt zu bewahren und mit neuem Leben zu erfüllen. Informationen zu diesem Verein bietet die sehr informative Homepage unter „www.

unterfränkisch.de“. Wer sich über das neueste Projekt dieses Vereins, nämlich ein Haus des Dialektes ins Leben zu rufen, kundig machen will, erhält über den Link: http://www.weinwaldwasser.de/sites/files/haus_des_dialektes_einzelseiten.pdf (abgerufen am 12. November 2018) weitere Informationen.

Getagt wurde im unterfränkischen Ort Arnstein-Büchold, in dem dieser Verein zu Hause ist. Die wissenschaftliche Leitung der Tagung hatte Frau Dr. Monika Fritz-Scheuplein vom Unterfränkischen Dialektinstitut der Universität Würzburg übernommen. Aber auch die Dialekte der anderen Teile Frankens kamen auf unserer Tagung zu Wort. Mittelfranken wurde ebenso wie Oberfranken und Südhüringen eigens behandelt.

Den Anfang machte Frau Dr. Monika Fritz-Scheuplein, die zum Generalthema „Dialekte in Franken“ einen umfassenden Überblick gab, worauf dann Dr. Gunther Schunk, der als Kommunikationsverantwortlicher im Fachmedienhaus Vogel Communications Group in Würzburg tätig ist, einen Einblick in die Fragestellung zu „Regionalität und Sprache“ gab und dabei am Beispiel von Mainfranken die Entwicklung des frän-

Wichtiger Hinweis für Kaufinteressierte:

Das vorliegende, aber auch andere Hefte der Zeitschrift FRANKENLAND erhalten Sie gerne

zum Preis von **5,00** Euro (zzgl. **2,50** Euro Versandgebühr)
über die Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES.

Bitte wenden Sie sich zur Bestellung schriftlich oder fernmündlich an die
Bundesgeschäftsstelle in der Stephanstraße 1, 97070 Würzburg,
Tel. Nr. 0931/ 5 67 12, Telefax Nr. 0931/ 45 25 31 06;
E-Mail: info@frankenbund.de.



Abb.: Das Gasthaus „Schwarzer Adler“ in Büchold im Jahr 1905. Bereits unter der Herrschaft der Herren von Thüingen ist um 1350 in Büchold von einer Schankstatt am Wirtstor die Rede. In diesem ehemaligen Gasthof, der auf einem Kellergewölbe aus dem Jahr 1495 steht, soll das Haus des Dialektes entstehen. Darauf hinaus soll das Gebäude in Zukunft aber auch für die wechselvolle Geschichte in 500 Jahren fränkischer Gasthauskultur stehen.

Photo: Archiv des Vereinsrings Büchold e.V.

kischen Dialekts nach der Jahrtausendwende beleuchtete. Den Reigen der vormittäglichen Vorträge beschloss schließlich Professor Dr. Alfred Klepsch vom „Fränkischen Wörterbuch“, das am Department für Germanistik der Universität Erlangen angesiedelt ist. Er sprach zum Fränkischen Wortschatz, wobei er von dessen Erforschung seit dem 19. Jahrhundert berichtete und seine Verbreitung erläuterte.

Auch am Nachmittag des Thementages wurden etliche Vorträge angeboten: So gab Herr Erhard Köhler aus Schmeheim einen Einblick in die Mundart in Südtüringen, während Frau Privatdozentin Dr. Almut König aus Erlangen über die zahlreichen Inter-

netangebote zum Thema Dialekt informierte. Außerdem unterstrich der Mundartautor Dr. Helmut Haberkamm aus Spardorf in Mittelfranken in seinem Beitrag, dass Mundart Vielfalt und Kraftquelle bedeutet, wohingegen Bertram Popp vom Oberfränkischen Bauernhofmuseum Kleinlosnitz unter dem Titel „Der Uriel und des Wischkästla“ alte und neue Dialektbegriffe in Oberfranken vorstellte.

Neben Vorträgen wurde überdies wieder ein vielfältiges Rahmenprogramm angeboten: Dabei konnten die Besucher im Mundartkino die Filme „Wenn die Alten erzählen – Dialekt und Lebensart in Unterfranken“ oder „Der Brandners Kischper und

das ewige Leben“ anschauen. Dr. Schunk, der bereits mehrere Bände der Comicreihe „Asterix“ ins Mainfränkische übersetzt hat, hielt daraus eine Mundartlesung. Ergänzt wurde das Angebot ebenfalls durch Führungen durch den Ort im Dialekt. Hierbei zeigte Frau Margot Heilmann die Büchold der Pfarrkirche St. Nikolaus und Mariä Heimsuchung, und Benedikt Feser öffnete das ehemalige Gasthaus „Schwarzer Adler“, das nach seiner Renovierung das Heim des geplanten „Haus des Dialekts“ sein wird. In einer weiteren Führung präsentierte der „Ausschaller und Gemeidiener“ Peter Fuchs gleichermaßen informativ wie humorvoll sein Heimatdorf. Einen besonderen Höhepunkt stellten sicherlich auch die Führungen durch die frisch renovierte Burgenlage des über dem Ort thronenden Schlosses Büchold mit dem jetzigen Besitzer Brigadegeneral a.D. Henning Glawatz dar. Den Abschluss bildete dann noch ein Konzert mit dem fränkischen Liedermacher Siggi Juhasz, der seine Kindheit in Büchold verlebte.

Aus diesen vielen Angeboten konnten sich die Teilnehmer am Nachmittag ihr eigenes Programm je nach Interessenlage zusammenstellen. Da leider auch an Büchold das heutige Wirtshaussterben nicht vorübergegangen ist, gibt es derzeit keine Einkehrmöglichkeit mehr im Ort. Das sollte den Ablauf unserer Tagung aber nicht beeinträchtigen. Deshalb richtete der „Verein zur Bewahrung des unterfränkischen Dialektes“ dankenswerterweise ein gemeinsames Mittagessen mit drei verschiedenen Gerichten am Tagungsort, dem DJK Sportheim in der Kirchenstraße, aus.

Fast alle Vorträge und Überlegungen zum Thema, die in Büchold zu hören waren, sind in diesem FRANKENLAND-Heft enthalten. Zusätzlich zu diesen Beiträgen, die beim Thementag referiert wurden, können wir unseren geschätzten Lesern des Sonderheftes noch zwei weitere kleine Aufsätze präsentieren. Zum einen haben wir den Vorsitzenden des „Vereins zur Bewahrung des unterfränkischen Dialektes“, Herrn Benedikt Feser, gebeten, unseren Lesern die Ziele und Aufgaben seines Zusammenschlusses zu erläutern, was er unter dem Motto: „Der Dialekt braucht die Dörfer“ gerne getan hat. Zum anderen hat es ganz zum Schluss Brigadegeneral a.D. Henning Glawatz für alle diejenigen unternommen, die noch nie in Büchold waren und daher das von ihm restaurierte und bewohnte Schloss nicht kennen, dieses „Juwel im Herzen Unterfrankens“ unseren Lesern näherzubringen. Wir hoffen, dass auch diese beiden Texte auf Ihr Interesse stoßen werden und danken beiden Autoren an dieser Stelle herzlich für Ihre bereitwillige Unterstützung.

Somit können Sie, verehrte Leser, bei der Lektüre dieses Sonderhefts Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND ein recht dichtes, vielgestaltiges Bild des fränkischen Dialektes gewinnen. Die Schriftleitung wünscht Ihnen allen viel Vergnügen und gute Anregungen bei der Lektüre Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND.

*Ihr
Dr. Peter A. Süß*

Dialekte in Franken – ein Überblick

Dieser Beitrag bietet einen Überblick über die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Sprachräume in Franken, die anhand von einigen typischen Dialektmerkmalen in Form von Tabellen und Karten veranschaulicht werden. Die vorgestellten Merkmale der Mundarten in Franken zur Lautung, zur Formenbildung (Morphologie) und zum Wortschatz (Lexik) zeigen, dass sich Franken in fünf größere Sprachräume gliedert, wobei der unterostfränkische und oberostfränkische Sprachraum flächenmäßig stark dominieren. Um die Dialekte in Franken in die gesamtdeutsche Dialektlandschaft einordnen zu können, wird zunächst kurz auf die großen Dialekträume in Deutschland und in Bayern eingegangen.

Seit 1953 gibt es im Radioprogramm des Bayerischen Rundfunks das „Betthupferl“, das seit mittlerweile bereits sieben Jahren immer am Sonntagabend auf Bayern 1 um 19.55 Uhr in einer Mundartfassung ausgestrahlt wird, und zwar immer abwechselnd aus einem der sieben bayerischen Regierungsbezirke. Wenn man sich die drei ausgewählten Geschichten anhört,¹ ist unschwer zu erkennen, dass sie alle in zwar ähnlichen, aber durchaus voneinander unterscheidbaren Mundarten erzählt werden.² Die Geschichten vom Rhönschaf „Lili Lämmle“ stammen aus der Feder des gebürtigen Mellrichstädters Hans Christoph „Eo“ Borucki, gesprochen werden sie vom Kabarettisten Thomas Pigor, der ein

paar Kilometer weiter in Unsleben aufgewachsen ist. Beide kommen also aus dem Landkreis Rhön-Grabfeld, dem nördlichsten Landkreis in Unterfranken. Die Bamberger Autorin Gudrun Schury liefert die Geschichten, die „Charlotte“ rund um ihr elterliches „Gasthaus zum blauen Storch“ erlebt; der Sprecher David Saam kommt aus dem oberfränkischen Heroldsbach. Aus dem mittelfränkischen Lauf stammt Matthias Egersdörfer, der einige sicher als polternder Kabarettist und als Pathologe im „Franken-Tatort“ bekannt ist; seine selbst geschriebenen und auch selbst gesprochenen Geschichten über „eine seltsame Kindheit an der Pegnitz“ tragen autobiographische Züge.

Alle eben genannten Autoren und Sprecher sind also in Franken beheimatet, sprechen demnach den, in der jeweiligen Herkunftsregion verbreiteten Dialekt, den man landläufig als ober-, mittel- oder unterfränkisch oder auch ganz allgemein als fränkisch bezeichnet. In der Sprachwissenschaft und der Dialektologie ist aber das Gebiet der fränkischen Dialekte wesentlich größer, wie die Übersichtskarte zu den deutschen Dialekten von Alfred Klepsch zeigt.³

Es reicht vom Niederfränkischen ganz im Norden, das die Mundarten im nördlichen Rheinland, den westlichen Niederlanden und dem nördlichen Belgien umfasst, über das südlich angrenzende Mittelfränkische, zu dem die Mundarten an der Mosel sowie im Rheinland südlich von Düsseldorf gehören, und das direkt anschließende Rheinfränkische, zu dem die hessischen und pfälzischen Mundarten



Abb. 1: Deutsche Dialekte (Quelle: Alfred Klepsch: Fränkische Dialekte, publiziert am 19.10.2009, in: Historisches Lexikon Bayerns, URL: <http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Fränkische_Dialekte> [letzter Aufruf am 19.09.2018]).

zählen, bis ins Ostfränkische, das vor allem in Franken, aber auch im nördlichen Baden-Württemberg, in den hohenlohischen Gebieten, gesprochen wird.

Sprachräume in Deutschland

Die gesamte fränkische Dialektgruppe erstreckt sich also über alle drei großen Sprachräume in Deutschland: Das Niederfränkische gehört zum in Blautönen gehaltenen Niederdeutschen im Norden, zu dem z.B. auch die Mundarten der nördlichen deutschen Bundesländer zählen. Die Sprachgrenze zwischen dem Niederdeut-

schen und dem Mitteldeutschen bildet die sogenannte Benrather Linie (= die obere rote Linie). Sie verläuft von Düsseldorf über Kassel und Göttingen bis nach Cottbus. Zu dem in verschiedenen Grüntönen markierten Mitteldeutschen zählen neben dem Mittel- und Rheinfränkischen im Westen auch das Thüringische und im östlichen Teil das Obersächsische. Die Sprachgrenze zwischen mitteldeutschem und oberdeutschem Dialektgebiet, die sogenannte Germersheimer Linie (= die untere rote Linie), zieht sich von Karlsruhe und Heidelberg westlich von Würzburg nach Norden bis nach Thüringen hinein und

verläuft über den Rennsteig dann leicht nach Süden abfallend bis nach Plauen. Das Osträfische wie auch das Alemannische und Bairische gehören zum in verschiedenen Rottönen gehaltenen Oberdeutschen, das auch das österreichische Gebiet sowie die deutschsprachigen Teile der Schweiz einschließt. Oberdeutsch und Mitteldeutsch bilden übrigens zusammen den hochdeutschen Sprachraum, der sich vor allem aufgrund einer lauthistorischen Entwicklung deutlich vom Niederdeutschen unterscheidet: Dabei handelt es sich um die zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung, die ungefähr im 5./6. Jahrhundert stattgefunden hat. Diese Lautverschiebung betrifft die germanischen Verschlusslaute *,p‘, ,t‘ und ,k‘*, die im niederdeutschen Gebiet erhalten sind, im mitteldeutschen und im oberdeutschen Gebiet jedoch – je nach Dialekt in unterschiedlichem Umfang – verschoben wurden.

Diese vereinfachte Karte zu den drei großen Sprachräumen in Deutschland zeigt, dass es in den oberdeutschen Dialekten nur verschobene Formen gibt: *,p‘ > ,pf‘, ,t‘ > ,s‘*

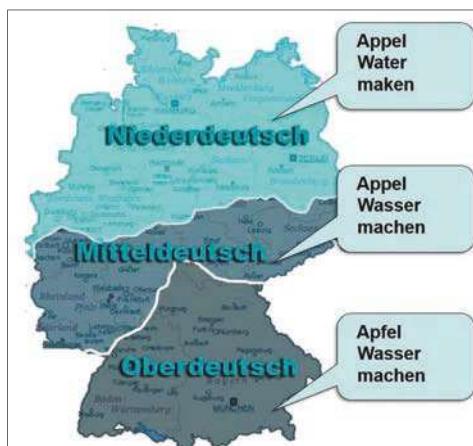


Abb. 2: Vereinfachte Karte zu den drei großen Sprachräumen in Deutschland mit Beispielwörtern (Quelle: UDI 2007).

,k‘ > ,ch‘, hier sagt man also *‘Apfel‘, ‘Wasser‘ und ‘machen‘*. Im Mitteldeutschen hat sich nur das germanische *,p‘* erhalten, hier hört man *‘Appel‘*, aber *‘Wasser‘* und *‘machen‘*. Im Niederdeutschen wurde nicht verschoben, folglich sagt man hier *‘Appel‘, ‘Water‘ und ‘maken‘*. Als Ergebnis dieser zweiten Lautverschiebung entstand also eine deutlich erkennbare Trennung in ein dunkelblaues hochdeutsches Gebiet, in dem die Veränderungen weitgehend – wie im Oberdeutschen – oder teilweise – wie im Mitteldeutschen – eingetreten sind, und in ein hellblaues niederdeutsches Gebiet, in dem sie sich nicht durchgesetzt haben.

Dialekträume in Bayern

Wie gut anhand der verschiedenen Farbgebung (in Abb. 3) zu erkennen ist, gibt es in Bayern vier große Dialekträume.⁴ Das gelbe bairische Dialektgebiet gliedert sich in Nord- und Mittelbairisch, in einem kleinen Gebiet ganz im Süden kommt noch Südbairisch hinzu.⁵ Das Nordbairische hört man v.a. in der Oberpfalz, südlich davon beginnt das große Gebiet des Mittelbairischen. Es umfasst die bayerischen Regierungsbezirke Nieder- und Oberbayern vom Alpenrand bis südlich der Donau bei Regensburg und in den Bayerischen Wald hinein sowie die österreichischen Bundesländer Ober- und Niederösterreich und Burgenland.⁶ Das Südbairische ist v.a. auf die österreichischen Alpenländer begrenzt und wird deshalb auch als „Alpenbairisch“ bezeichnet. In Bayern wird südbairisch nur in der südwestlichsten Ecke Oberbayerns, im Werdenfelser Land, gesprochen.⁷

Im Westen Bayerns befindet sich das in Blautönen markierte Ostschwäbische und im Südwesten der niederalemannische Sprachraum, zu dem die Dialekte im



Abb. 3: Dialekträume in Bayern (Quelle: Renn, Manfred/König, Werner: Kleiner Bayerischer Sprachatlas. München 2006, S. 18).

Ober- und im Westallgäu gehören.⁸ Die Grenze zwischen Mittelbairisch und Ostschwäbisch, das im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben gesprochen wird, bildet in etwa der Verlauf des Lechs. Das Ostschwäbische gehört bereits zur großen Gruppe der alemannischen Dialekte, die auch im ganzen deutschsprachigen Süd-

westen, also auch im Elsass, in der Schweiz oder im österreichischen Walsertal gesprochen werden.⁹

Auch das grüne Ostfränkische ist zweigeteilt, was gleich im Mittelpunkt der Betrachtung stehen wird. Alle bisher genannten Dialekträume zählen zum oberdeutschen Sprachraum. Bereits zum Mit-

teldeutschen gehören die roten Räume, das Rheinfränkisch-Hessische im Westen Unterfrankens und das Thüringische, das in einem kleinen Zipfel in Oberfranken nördlich von Kronach und Ludwigstadt gesprochen wird.

Dialekte in Franken

Wie schon erwähnt, versteht man landläufig unter ‚fränkisch‘ ganz allgemein die Dialekte, wie sie in den drei nordbayerischen Regierungsbezirken gesprochen werden. In der Mundartforschung werden diese Dialekte aber als Ostfränkisch bezeichnet und von anderen fränkischen Dialekten, wie etwa dem Mittelfränkisch-Rheinischen oder dem Rheinfränkisch-Hessischen, unterschieden. Wie kam es zu diesem Terminus ‚ostfränkisch‘, der sich aus der lateinischen Bezeichnung *francia orientalis* für Ostfranken ableitet? Hierzu ein Zitat aus der „Steigerwaldschanke“ von Sabine Krämer-Neubert:

„Der Raumbegriff Ostfranken ist seit karolingischer Zeit bekannt. Die Einheit des Karolingerreiches hatte seit dem Vertrag von Verdun im Jahr 843 ein vorläufiges Ende gefunden. Der Vertrag wies dem fränkischen König Ludwig I. (der Deutsche) den Osten des fränkischen Reiches als eigenen Reichsteil zu. Ludwigs Ostreich, die ‚francia orientalis‘, war im Westen durch Rhein und Aare, im Osten durch Elbe und Saale, im Norden durch die Nordsee und im Süden durch die Alpen begrenzt. In diesem Ostfranken wurde bald wieder ein Ostfranken (= die Mainlande) und Rheinfranken (= die Rheingebiete) unterschieden. Allgemein galten ab Mitte des 11. Jahrhunderts die am Main wohnenden Ostfranken als Träger des Frankennamens. [Der Sprachhistoriker] Wilhelm Braune leitete den Begriff ‚Ostfranken‘ aus Urkunden des 13./14. Jahrhunderts ab, in denen ‚Ost-

franken‘ das Gebiet des Würzburger Herzogtums bezeichnete und führte Ostfranken als Namen für jenen Sprachraum ein.“¹⁰

Auch das auf Abb. 3 in Grüntönen markierte Ostfränkische ist unterteilt in zwei größere Gebiete.¹¹ Das dunkelgrüne Unterostfränkische ist in weiten Teilen von Unterfranken zu hören, sein Verbreitungsgebiet entspricht ungefähr dem mittelalterlichen Territorium des Hochstifts Würzburg, und es erstreckt sich im Norden bis zum Rennsteig, also über die heutige fränkische Bezirksgrenze hinaus. Das hellgrüne Oberostfränkische wird v.a. in Ober- und Mittelfranken gesprochen. Es ist erst später nach der Gründung des Bistums Bamberg 1007 entstanden. Die Sprachgrenze zwischen beiden Mundarträumen ist die sogenannte Steigerwald-Coburg-Obermain-schanke. Im Südosten des Oberostfränkischen zeigt sich der grün-gelb schraffierte Nürnberger Raum als breiter Übergangsstreifen zwischen dem Ostfränkischen und dem Nordbairischen. Im Westen Mittelfrankens ist im Rothenburg-Feuchtwanger-Raum das Südostfränkische zu finden, das sich allerdings gegen die ostfränkischen Nachbarmundarten nur schwach absetzt und deshalb nicht eigens farbig markiert ist. Es wird landläufig auch als ‚hohenlohisch‘ bezeichnet und weist Gemeinsamkeiten sowohl mit dem Unterostfränkischen, mehr aber noch mit dem Oberostfränkischen auf.

Ganz im Westen Unterfrankens, in den Gebieten, die früher zum Erzbistum Mainz gehörten, wird rheinfränkisch-hessisch gesprochen, also in den roten eingezeichneten Gebieten westlich des Spessarts um Aschaffenburg sowie in der nordwestlichen Rhön an der Grenze zu Hessen. Die Sprachgrenze zwischen dem rheinfränkisch-hessischen und dem unterostfränkischen Dialektraum ist die sogenannte Spessartbarriere, die aufgrund eines mar-

kanten Merkmals auch „appel“-, „apfel“-Linie genannt wird. Sie bildet in Unterfranken einen Teilabschnitt der schon erwähnten Germersheimer Linie; in ihrem nördlichen Verlauf durch die Rhön heißt sie dann Rhönschanke. Auch zwischen dem Rheinfränkisch-Hessischen und dem Unterostfränkischen markiert das rot-grün schraffierte Gebiet einen breiten Übergangsstreifen zwischen beiden sprachlichen Kernlandschaften. In diesen Übergangsräumen nehmen die Merkmale eines Raumes zu und andere ab, d.h., hier sind Mischphänomene zu beobachten.

Ausgewählte Merkmale

Anhand von zwei Tabellen und acht Karten soll nun veranschaulicht werden, in welchen Merkmalen sich die drei ostfränkischen Kernlandschaften voneinander unterscheiden. Außerdem wird herausgearbeitet, welche Unterschiede sie jeweils zum westlichen Rheinfränkisch-Hessischen und zum östlichen Nordbairischen aufweisen.¹²

Die erste Tabelle (Abb. 4) zeigt zunächst einige Beispiele zur Lautung.¹³ Vorauszu schicken ist, dass die mundartlichen Ein-

träge sowohl in den Tabellen als auch auf den Karten eine stark vereinfachte Darstellung sind. Denn jeder Sprachraum müsste aufgrund der sprachlichen Befunde noch mehrmals unterteilt werden, um die Dialektsituation genau widerzuspiegeln. Es trifft aber zu, dass diese mundartlichen Realisierungen (Ausspracheformen), wie Sie sie hier sehen, für die meisten bzw. für viele Orte in den fünf Sprachräumen in Franken vorliegen.

Für das erste Beispiel erübrigt sich eine Karte, denn hier haben wir einen Unterschied nur zwischen dem rheinfränkisch-hessischen Gebiet und allen anderen, zum Oberdeutschen zählenden Sprachräumen. Es geht um die Realisierung von germanisch „p“ am Beispiel von „Apfel“. Die schon genannte Germersheimer Linie, die die mitteldeutschen von den oberdeutschen Dialekten trennt, verläuft durch den Spessart; im Westen, also im Rheinfränkisch-Hessischen, wurde das germ. „p“ nicht verschoben, hier heißt es „appel“;¹⁴ in allen zum Oberdeutschen zählenden Sprachräumen wurde das „p“ zu „pf“ verschoben, hier sagt man „apfel“ (gesprochen eher „abfl“ mit einem „weichen“, „b“).¹⁵

	Mitteldeutsch		Oberdeutsch		
	Rheinfränkisch-Hessisch	Unterostfränkisch	Oberostfränkisch	Südostfränkisch	Nordbairisch
Germ. <i>p</i> z.B. in <i>Apfel</i>	appel	apfel	apfel	apfel	apfel
Mhd. <i>ie, uo, üe</i> z.B. in <i>lieb, Bruder, Füße</i>	liib bruuder füss/fiss	lieb brueder fues	liib bruuder füüs	lieb brueder fues	leib brouder feis
Germ. <i>ö</i> z.B. in <i>Nebel</i>	näwwel	naawel	nääwel neewel	neewel	neewel
Mhd. <i>ei</i> z.B. in <i>Kleid, breit</i>	klaad braad	klääd brääd	klaad braad	klaad braad	kload broad
Mhd. <i>æ</i> z.B. in <i>Käse</i>	kees/kääs	kaas	kees/kääs	kees	kaas

Abb. 4: Ausgewählte Merkmale der Dialekte in Franken: Beispiele zur Lautung.

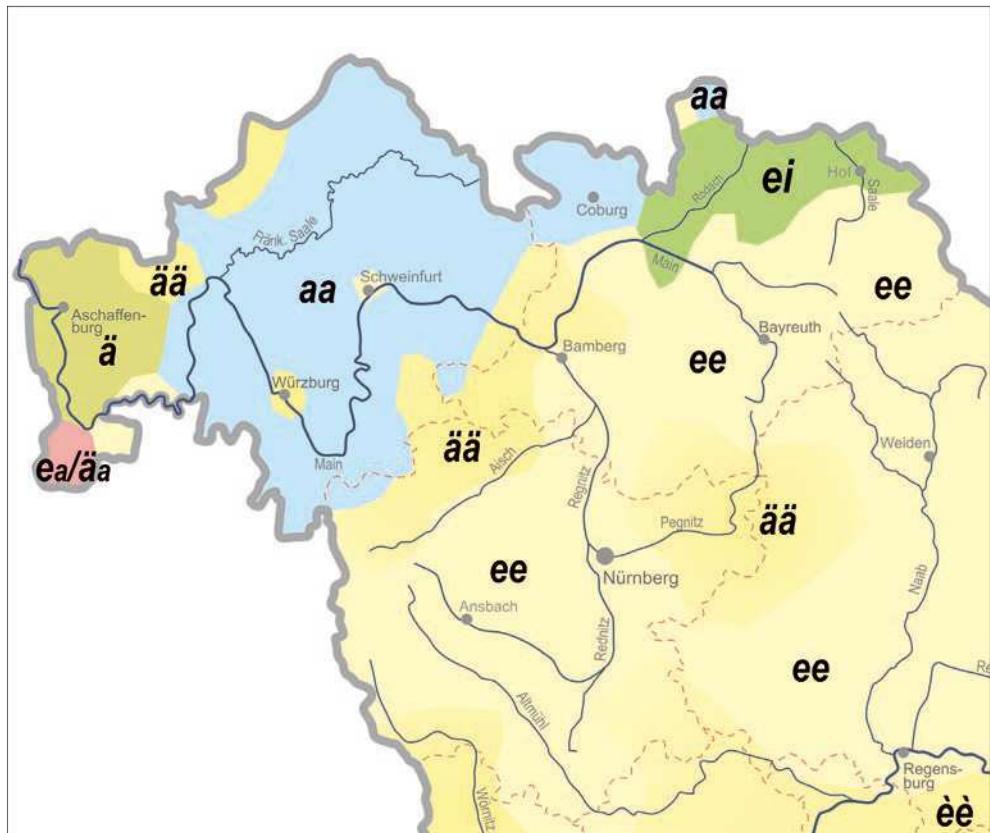


Abb. 5: Das germ. ,ë‘ in „Nebel“ (Quelle: Renn/König: Kleiner Bayerischer Sprachatlas [wie Anm. 4], S. 30f.).

Mehr Unterschiede zeigen die fünf Sprachräume in Franken bei vokalischen Phänomenen. Das zweite Beispiel betrifft die Realisierung der mittelhochdeutschen Diphthonge *,ie‘*, *,ue‘*, *,üe‘* am Beispiel von *,lieb‘*, *,Bruder‘*, *,Füße‘*. Im Mittelhochdeutschen sagte man noch *,lieb‘*, *,ie‘* ist hier als Diphthong, also als Doppelaut aus den Vokalen *,i‘* und *,e‘* zu sprechen), *,bruder‘* und *,füze‘*. In der neuhighochdeutschen Schriftsprache sind diese Diphthonge zu einem langen *,ii‘*, *,uu‘* und *,üü‘* geworden. Auch im Rheinfränkisch-Hessischen, im Henneberger Raum im nördlichen Un-

terfranken und im Oberostfränkischen spricht man diese einzelnen Vokale (Monophthonge), hier hört man *,lib‘*, *,bruder‘*, *,füss/füüs‘*. Im Westen Unterfrankens sagt man um Aschaffenburg und Alzenau statt *,ü‘* auch oft ein *,i‘* (*,füss‘* > *,fiss‘*). Bei diesem Phänomen handelt es sich um eine sogenannte Entrundung, sie ist ein typisches Merkmal der rheinfränkisch-hessischen Mundart.¹⁶ In der unterostfränkischen und südostfränkischen Mundart sind die Diphthonge *,ie‘*, *,uo‘* und *,üe‘* charakteristisch, man hört *,lieb‘*, *,brueder‘* und *,fües‘*. Typisch für das Nordbairische dage-

gen sind die sogenannten gestürzten Diphthonge, man spricht hier ‚leib‘, ‚brouda‘ und ‚feis‘.¹⁷

Auch die Entwicklung des alten germanischen Lautes ‚e‘ wie z.B. in ‚Nebel‘ charakterisiert die Dialekte in Franken (Abb. 5). Im Rheinfränkisch-Hessischen sagt man ein kurzes ‚ä‘, westlich des Spessarts gibt es ‚näawel‘. In der hellblauen unterostfränkischen Mundart spricht man ‚Nebel‘ mit einem langem ‚aa‘, d.h., hier sagt man ‚naawel‘. Im Oberostfränkischen kommt in den hellgelben Gebieten überwiegend ‚neewel‘ mit einem langen ‚ee‘ vor, wie z.B. im Landkreis Ansbach, daneben auch in den

dunkelgelben Gebieten ‚nääwel‘ mit langem ‚ää‘, wie z.B. im Landkreis Neustadt an der Aisch. Im Südostfränkischen heißt es wieder ‚neewel‘ mit langem ‚ee‘, das dann ebenfalls im Nordbairischen zu hören ist. Im rot eingezzeichneten Südwesten Unterfrankens sowie im grünen Norden Oberfrankens wird der alte germ. ‚e‘-Laut diphthongisch realisiert: Um Amorbach hört man ‚nääwl‘ und im nördlichen Oberfranken ‚neiwl‘.¹⁸ Typisch für die Dialekte in Franken ist noch ein weiteres Merkmal: Der Verschlusslaut ‚b‘ wird zwischen zwei Vokalen zum Reibelaut ‚w‘.¹⁹ Diese sogenannte Spirantisierung ist – wie in der Tabelle

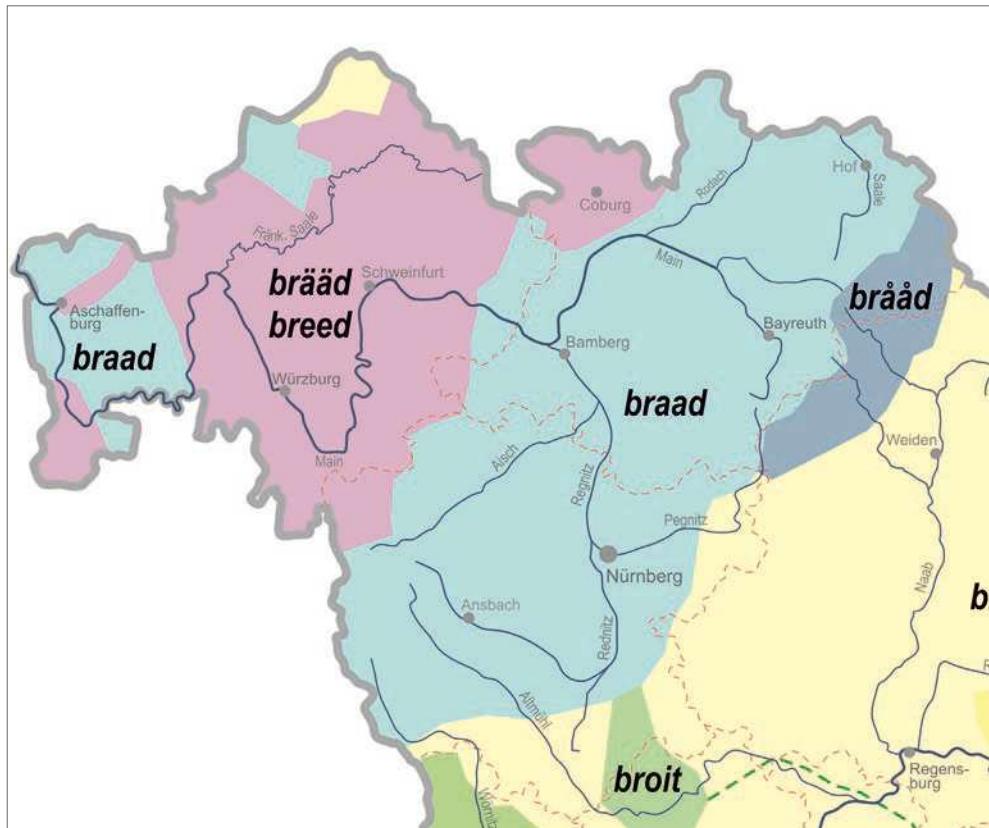


Abb. 6: Das mhd. ‚ei‘ in ‚breit‘ (Quelle: Renn/König: Kleiner Bayerischer Sprachatlas [wie Anm. 4], S. 56f.).

(Abb. 4) zu sehen – in allen fünf Sprachlandschaften in Franken zu beobachten.

Die zweite Lautkarte (Abb. 6) zeigt die Realisierung des mittelhochdeutschen Diphthongs „ei“, hier am Beispiel von „breit“, das in die Tabelle eingetragene zweite Beispielwort „Kleid“ verhält sich weitgehend gleich. Die Realisierung mit „oa“, also „broat“/ „kloat“ im hellgelben Nordbairischen, gilt als das „prominenteste lautliche Kennzeichen“²⁰ des Gesamtbairischen, aber es kommt auch in einem kleinen Gebiet im nördlichsten Unterfranken, im Henneberger Raum, vor. Die großräumig im Schwäbischen verbreitete Lautung mit „oi“, also

„broit“, „kloit“, hört man auch in einem kleinen Gebiet im südlichen Mittelfranken um Eichstätt. Ansonsten sind aber im Ostfränkischen die Lautungen „braad“ und „breed“/ „brääd“ am weitesten verbreitet und zwar ziemlich genau umgekehrt wie bei „Nebel“: Die Lautungen mit langem „aa“ („braad“, „klaad“) hört man im blauen Rheinfränkisch-Hessischen und Oberostfränkischen und die Lautungen mit langem „ää“ oder „ee“ („brääd“, „klääd“ bzw. „breed“, „kleed“) im lilafarbenen Unterostfränkischen.

Als letztes lautliches Beispiel sei noch die Karte zur Aussprache von „Käse“, einer Entlehnung aus dem lateinischen „cäesus“,

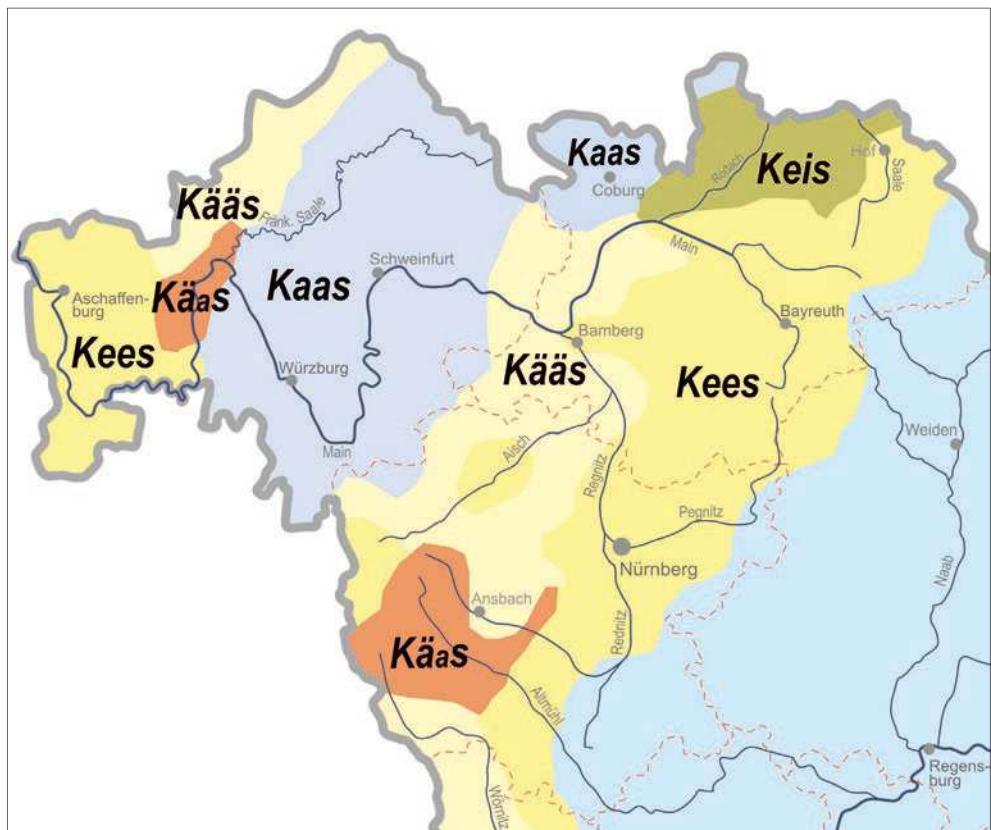
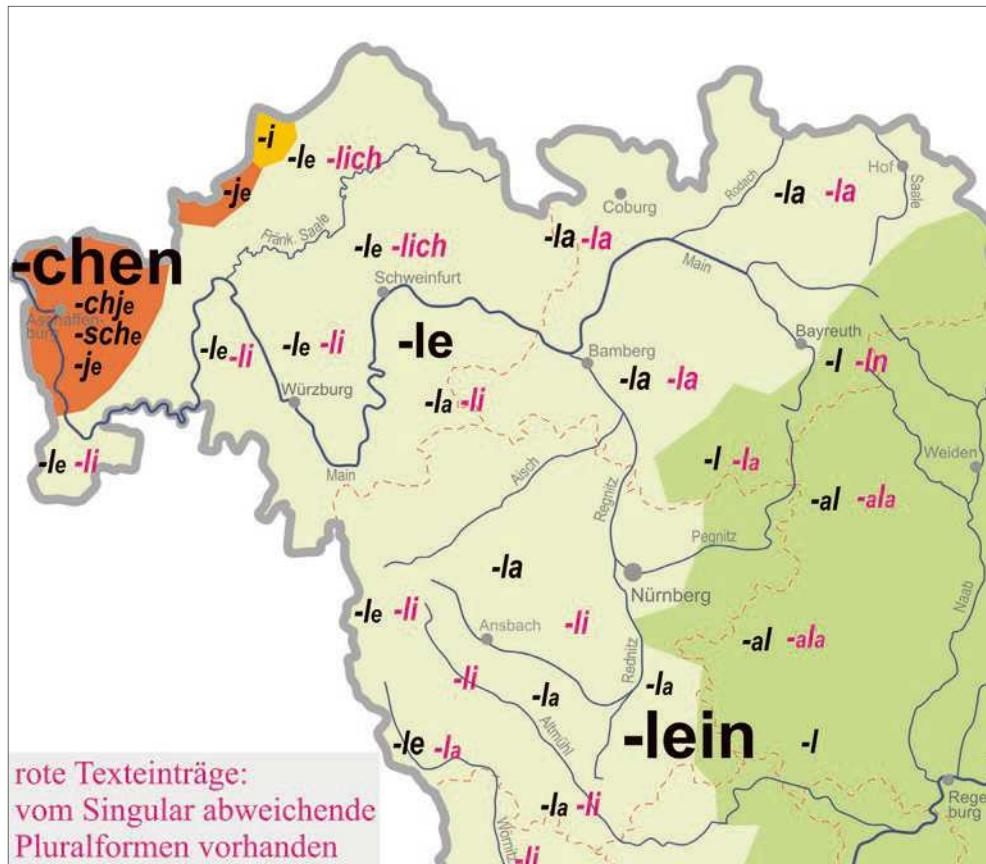


Abb. 7: Das mhd. „æ“ in „Käse“ (Quelle: Renn/König: Kleiner Bayerischer Sprachatlas [wie Anm. 4], S. 42f.).



vorgestellt (Abb. 7). Zunächst einmal ist das Wort überall einsilbig, weil die Endung, -e wegfällt, also apokopiert wird. Im fliederfarbenen Unterostfränkischen sowie im hellblauen Nordbairischen sagt man ‚kaas‘, was sich allerdings im Nordbairischen heller anhört. Zwischen den in Gelbtönen markierten Gebieten mit ‚kees‘/ ‚kääs‘-Lautungen im westlichen und nordwestlichen Unterfranken sowie in Ober- und Mittelfranken verläuft nicht überall eine scharfe Grenze, wie man aufgrund des Kartenbildes meinen könnte. Fast im glei-

chen Raum wie beim Beispielwort ‚Nebel‘ haben wir auch bei ‚Käse‘ Lautungen mit einem steigenden Diphthong: Wo man ‚neiw‘ sagt, hört man also auch ‚keis‘. In den zwei kleinen orangefarbenen Gebieten im östlichen Mainviereck und um Ansbach wird ein fallender Diphthong gesprochen, hier sagt man ‚kääs‘.

Auch in der Formenbildung (Morphologie) und der Lexik (Wortschatz) gibt es einige charakteristische Unterschiede. Zunächst zur Bildung der Verkleinerungsformen, der Diminutive. Anders als auf der

Karte (Abb. 8) dargestellt, beschränke ich mich aber auf die Singularformen, die in Schwarz in die Karte eingetragen sind.

Für die Bildung von Verkleinerungsformen gibt es die zwei Endungen „-chen“, die in den niederdeutschen und mitteldeutschen Mundarten üblich ist, und „-lein“, die in den oberdeutschen Mundarten verbreitet ist. Im orangefarbenen rheinfränkisch-hessischen Dialekt, also in dem zum Mitteldeutschen zählenden Gebiet, ist die Endung „-sche“ typisch: Das „-n“ der standardsprachlichen Endung „-chen“ entfällt jedoch, und der Reibelaut „ch“ wird als „sch“ gesprochen, wie z.B. in „määdsche“ für

„Mädchen“. Daneben ist auch „määdchje“ oder „määdje“, seltener „määdi“ zu hören. In den grünen oberdeutschen Dialekten in Franken verwendet man die Endung „-lein“, die im Unterostfränkischen eher als „-le“, wie in „määdle“, und im Ober- und Südostfränkischen eher als „-la“, wie in „maadla“, begegnet. Im dunkelgrünen östlichen Teil Frankens, in dem bereits der bairische Spracheinfluss hörbar ist, herrschen die Aussprachvarianten nur auf „-l“ oder auch auf „-al“ vor, also z.B. „maal“ oder „moidl“/ „moidal“.

Auch die Endungen für den Infinitiv, die Grundform von Verben, sind charakteris-

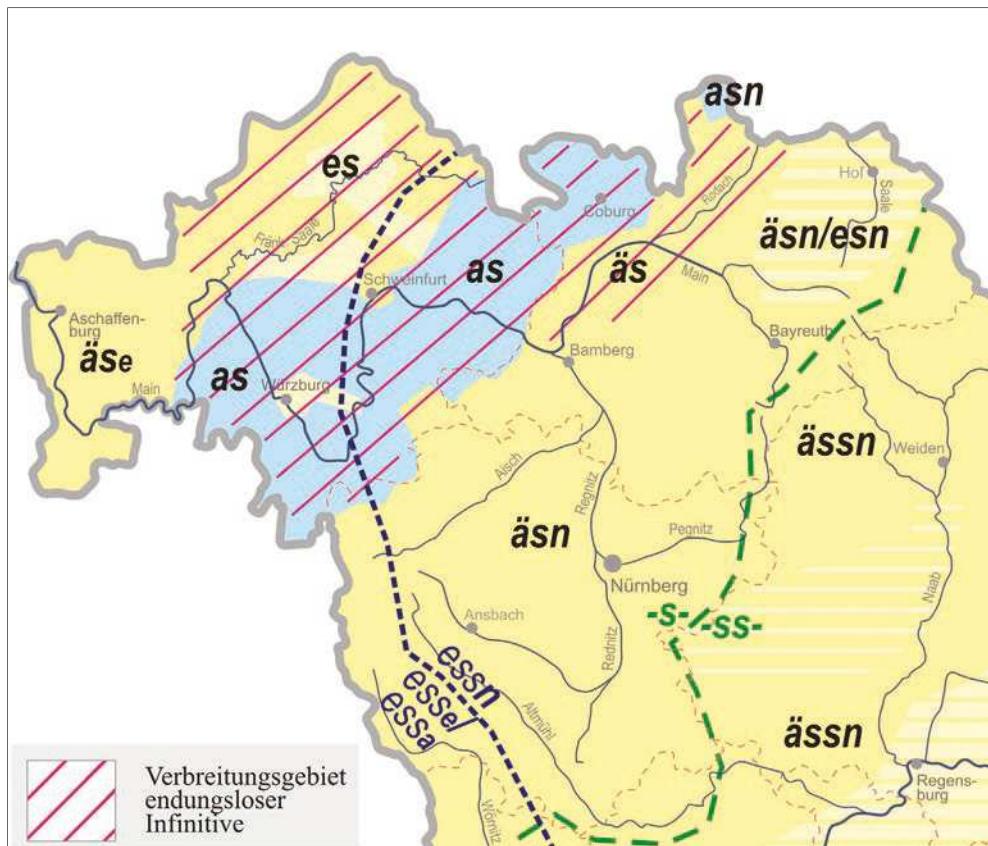


Abb. 9: Infinitivendung (Quelle: Renn/König: Kleiner Bayerischer Sprachatlas [wie Anm. 4], S. 28f.).



Abb. 10: Quark (Quelle: Renn/König: Kleiner Bayerischer Sprachatlas [wie Anm. 4], S. 160f.).

tische Merkmale für die Dialekte in Franken. Auf der Karte (Abb. 9) eingetragen sind die Realisierungen für das Verb ‚essen‘, die unterschiedliche Aussprache des Vokals veranschaulicht die Farbgebung.²¹ Im Rheinfränkisch-Hessischen und auch im Südostfränkischen endet der Infinitiv auf Vokal: ‚ässe/esse‘. Im Oberostfränkischen wie im Nordbairischen verwendet man die Endung ‚-n‘: ‚ässn/essn‘. Dazwischen liegt das Unterostfränkische, in dem endungslose Infinitive wie ‚ass/ess‘ dominieren.

Die erste Wortschatzkarte²² (Abb. 10) zeigt die mundartlichen Bezeichnungen für den Quark, allerdings ist hierunter jedoch

nicht das im Supermarkt erhältliche Produkt zu verstehen, sondern der einfache, von den Bauern selbsthergestellte Quark. Im Rheinfränkisch-Hessischen sagt man in den orangefarbenen Gebieten westlich des Spessarts zu diesem Milchprodukt ‚Matte‘ oder ‚Käse/-matte‘. In den ostfränkischen Mundarten spricht man von ‚Käse/-Kes/-Kas‘ (gesprochen mit langem Vokal: ‚kääss‘, ‚kees‘, ‚kaas‘, siehe hierzu auch Abb. 7), wobei unterschiedliche Bestimmungswörter verwendet werden: Im Unterostfränkischen, v.a. im hellgrünen Maindreieck, nennt man diesen Quark vorwiegend ‚Biberleskäss‘ (lautlich meist ‚bibberles-‘, oder ‚biiberleskaas‘),



Abb. 11: Schluckauf (Quelle: Renn/König: Kleiner Bayerischer Sprachatlas [wie Anm. 4], S. 146f.).

im Norden sind auch ‚Koppeleskäs‘ („kobbeleskäas“), ‚weißer Käś‘ („weißer kaas“) sowie ‚Babeleskäs‘ (z.B. „babbeleskaas“) verbreitet. Im Ober- und Südostfränkischen, in dem großen mittelgrünen Gebiet, verwendet man hauptsächlich ‚Zibeleskäs‘, aufgrund der Größe des Gebietes sind hierzu die verschiedenen Aussprachevarianten in die Karte eingetragen. Die Bestimmungswörter ‚Biberle‘, ‚Zibele‘, ‚Babele‘ und ‚Koppele‘ sind übrigens die mundartlichen Bezeichnungen für das Küken, dem dieser Quark oft als Futter gegeben wurde.²³ Das grüne

„Zibeleskäs“-Gebiet ragt bis ins Nordbairische hinein, hier beginnt allerdings auch schon das große hellgelbe ‚Topfen‘-Gebiet, das sich dann weiter Richtung Süden über den gesamten bairischen Sprachraum erstreckt.

Etwas weniger Varianten gibt es in Franken für die mundartliche Benennung des Schluckaufs (Abb. 11). In Unterfranken ist großräumig der ‚Schlucker‘ verbreitet, der im hellblauen Unterostfränkischen als ‚schlugger‘ und im lilafarbenen Rheinfränkisch-Hessischen mit dem Umlaut ‚ü‘ als

„Schlücker“ bzw. „Schlückser“ begegnet, wobei der Umlaut, *ü* zumeist zu, *i* entrundet wird (wie auch bei „fiss“ für „Füße“), man hört also meist „schliggse“ oder „schligge“. „Schlucker“ kommt in den Nebenformen „Schlugsn“ auch im zum Thüringischen gehörenden dunkelblauen nördlichsten Zipfel Oberfrankens und als „Schlucken“ in der mittelblauen Hofer Gegend vor. Im orangefarbenen Oberostfränkischen ist ansonsten der „Hätscher“, „Hetscher“ am bekanntesten; dieses große Gebiet reicht bis ins Nordbairische hinein. Anders verhält sich diesmal das grüne Südostfränkische, wo einen der „Häcker“ (gesprochen: „hägr“)

plagt; diese Bezeichnung ist dann weiter Richtung Süden bis ins Ostschwäbische hinein verbreitet. Für die bairischen Dialekte ist das Wort „Schnaggla“ charakteristisch, das man aber auch schon im hellgelben südlichen Mittelfranken kennt.

Eine noch einheitlichere Raumgliederung zeigt schließlich die letzte Wortschatzkarte zu den Bezeichnungen für das Klarspülen der Wäsche (Abb. 12). Im weißen Rheinfränkisch-Hessischen sagt man am häufigsten „auswaschen“ (gesprochen: „auswäsche“, „auswösche“), im grün-weiß schraffierten Gebiet um Miltenberg und Amorbach auch „ausfläudern“ („ausgefäßt“ ge-



Abb. 12: Wäsche klarspülen (Quelle: Renn/König: Kleiner Bayerischer Sprachatlas [wie Anm. 4], S. 174f.).

sprochen: „ausgeföhred“, „-gefleided“, „-geflöiderd“). „Ausfläudern“ ist wohl eine Iterativbildung, also eine Bildung mit einer wiederholenden Bedeutung, zu „fläuen“, „fläen“, das vor allem im grünen Oberostfränkischen, aber auch schon im östlichen Unterostfränkischen zu hören ist. Die bereits im Mittelhochdeutschen belegte Vielfalt an Schreib- und wohl auch Sprechvarianten²⁴ spiegelt sich auch in den in die Karte eingetragenen mundartlichen Ausspracheverarianten, wie u.a. „flää̯n“, „flöön“, „flaija“ oder „flaan“, wider. Das im blauen Nordbairischen vorherrschende „fladern“ hat übrigens nicht die gleiche Wurzel wie das benachbarte „fläuen“, wie man aufgrund der Ähnlichkeit ja meinen könnte, sondern es geht auf mhd. „vladeren“, „flattern“ zurück. Im orangefarbenen Unterostfränkischen schließlich ist großräumig „lühen“ (gesprochen: „lüüch“, „lüü“, „lüü“) verbreitet, das bereits im Althochdeutschen als „luhhen“, „waschen“ belegt ist und wie das Substantiv „Lauge“ wohl auf die gemeinsame germanische Wurzel „*laugo-“, zurückgeht.²⁵ Die folgende Tabelle (Abb. 13) stellt alle, zur Morphologie und Lexik beschriebenen Beispiele noch einmal im Überblick dar.

Zusammenfassung

Alle in diesem Beitrag exemplarisch aufgeführten lautlichen, morphologischen und lexikalischen Merkmale der Mundarten in Franken haben Folgendes gezeigt und anhand der Karten veranschaulicht: Franken gliedert sich in fünf größere Sprachräume, flächenmäßig dominieren jedoch stark der unterostfränkische und oberostfränkische Sprachraum.²⁶ Wenn man sich auf eine Wanderung durch Franken macht und sich vom Kahlgrund im Nordwesten ins Altmühlthal im Südosten begibt, dann startet man im Rheinfränkisch-Hessischen, einem mitteldeutschen Dialekt. Im Spessart überschreitet man die Grenze zu den oberdeutschen Mundarten. Hier durchquert man zunächst das Unterostfränkische mit Würzburg als Zentrum, über den Steigerwald gelangt man in den Oberostfränkischen Sprachraum hinein, hier kann man Ausflüge z.B. an den Obermain oder in den Aischgrund einplanen. Am Ende der Wanderung kommt man schließlich ins nordbairische Sprachgebiet östlich von Nürnberg und um Weißenburg herum. Vom Altmühlthal aus bietet sich noch ein Abstecher in den Westen Mittelfrankens,

	Mitteldeutsch	Oberdeutsch			
	Rheinfränkisch-Hessisch	Unterostfränkisch	Oberostfränkisch	Südostfränkisch	Nordbairisch
Diminutivierung -chen/-lein z.B. in Mädchen	mää̯dsche	mää̯dle maadle	maa(d)la maal	maadla	moidl
Infinitivierung z.B. in essen	ässe	ess/ass	ässn/essn	esse	essn
Quark	(Käse-)Matte	Bieberles- käse	Ziebeles- käse	Ziebeles- käse	Topfen
Schluckauf	Schlück(s)er	Schlucker	Hätscher	Häg(e)r	Schnaggla
Wäsche klarspielen	(her)aus- waschen	lühen	fläuen fläen	fläuen fläen	fladern

Abb. 13: Ausgewählte Merkmale der Dialekte in Franken: Beispiele zur Formenbildung und zur Lexik.

z.B. nach Rothenburg, an, um auch in den südostfränkischen Sprachraum zu gelangen. Die zwei Tabellen wie auch die Karten haben die Unterschiede und die Gemeinsamkeiten dieser Sprachräume aufgezeigt.

Es bleibt festzuhalten, dass es zwischen dem Rheinfränkisch-Hessischen, Unterostfränkischen, Oberostfränkischen und Nordbairischen (fast) immer deutliche Unterschiede gibt. Das Südostfränkische schwankt: Es orientiert sich mal am Unterostfränkischen (z.B. bei ‚lieb‘, ‚brueder‘, ‚fües‘), öfter aber am Oberostfränkischen (z.B. bei ‚neewl‘, ‚kees‘, ‚braad‘, ‚klaad‘ und ‚maadla‘ sowie bei den dialektalen Bezeichnungen für den Quark und das Klarspülen der Wäsche) und auch mal am Schwäbischen (z.B. beim dialektalen Wort für Schluckauf).

Dr. Monika Fritz-Scheuplein M.A. (geb. 1963), Studium der Germanistik und Geschichte an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Dissertation über den Dialekt im ehemaligen Grenzgebiet zwischen Südtüringen und Unterfranken; von 1991–2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungsprojekt Sprachatlas von Unterfranken, seit 2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Unterfränkischen Dialektinstitut. Ihre Anschrift lautet: Universität Würzburg, Institut für deutsche Philologie, Unterfränkisches Dialektinstitut, Am Hubland, 97074 Würzburg, E-Mail: monika.fritz-scheuplein@uni-wuerzburg.de.

Anmerkungen:

- 1 Zur Einstimmung wurden beim Fränkischen Thementag folgende drei „Betthupferl“ kurz angespielt: <https://www.br.de/kinder/hoeren/betthupferl/im-gasthaus-zum-blauen-storch-eine-tierische-busfahrt-mundart-betthupferl-100.html>; <https://www.br.de/kinder/hoeren/betthupferl/lili-laemmle-mundart-betthupferl-100.html>; <https://www.br.de/kinder/hoeren/betthupferl/seltsame-kindheit-pegnitz-mundart-betthupferl-100.html> (Letzter Aufruf am 20.10.2018).
- 2 Das Folgende nach <https://www.br.de/kinder/hoeren/betthupferl/autoren-betthupferl-100.html> und <https://www.br.de/kinder/hoeren/betthupferl/sprecher-betthupferl-100.html> (Letzter Aufruf am 24.10.2018).
- 3 Herzlichen Dank an Alfred Klepsch für die Erteilung der Abdruckerlaubnis.
- 4 Diese und alle weiteren, weitgehend auf die Region Franken zugeschnittenen Karten stammen aus: Renn, Manfred/König, Werner: Kleiner Bayerischer Sprachatlas. München 2006. Beiden Verfassern sei an dieser Stelle herzlich für die Abdruckerlaubnis gedankt. Die Karten, die die Realisierungen für ganz Bayern zeigen, sind unter <https://sprachatlas.bayerische-landesbibliothek-online.de/> abrufbar.
- 5 Das Folgende nach Zehetner, Ludwig: Das bairische Dialektbuch. München 1985, S. 60ff.
- 6 Der deutlichste Unterschied zwischen dem Mittel- und dem Nordbairischen ist die Realisierung der mhd. Diphthonge ‚ie‘, ‚uo‘, ‚üe‘ (z.B. in ‚lieb‘, ‚Bruoder‘, ‚Fües‘), die im Nordbairischen als sog. gestürzte Diphthonge ‚ei‘ und ‚ou‘ vorkommen, im Mittelbairischen dagegen erhalten bleiben.
- 7 Typisch für das Südbairische ist, dass der Konsonant ‚k‘ als ‚kch‘ gesprochen wird, z.B. ‚kchrankch‘, ‚steckchn‘ statt ‚krank‘ und ‚stecken‘.
- 8 Die Grenze zum Dialekt im restlichen Allgäu, das zum Schwäbischen gerechnet wird, bildet die sog. ‚wiib‘-‚weib‘-Linie. Im Niederalemannischen sind die alten langen Monophthonge ‚i‘, ‚u‘, ‚ü‘ erhalten geblieben, hier sagt man also zu ‚Eis‘, ‚Haus‘, ‚Häuser‘, ‚iis‘, ‚huus‘, ‚hüüs‘, ‚hiiser‘.
- 9 Ein Charakteristikum des Ostschwäbischen ist z.B. die Aussprache von ‚sp‘ und ‚st‘ auch im Wortin- und -auslaut als ‚schp‘ und ‚scht‘ („Hussten“, „Knospe“, „hast“, „huschte“, „knoschpe“, „hascht“).

- 10 Krämer-Neubert, Sabine: Die Steigerwaldschranke. Zum Aufbau einer ostfränkischen Dialektgrenze (= Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie 14). Würzburg 1995, S. 16.
- 11 Das Folgende nach Krämer-Neubert, Sabine: Sprachräume in Franken, in: Edel und Frei. Franken im Mittelalter. Hrsg. vom Haus der Bayerischen Geschichte. Augsburg 2004. Abrufbar unter <http://udi.germanistik.uni-wuerzburg.de/wp/materialien/aufsaetze-und-vortraege/>; Blidschun, Claudia/Fritz-Scheuplein, Monika: Franken dialektologisch, in: Egge, Heiner/Goltz, Reinhard (Hrsg.): Jahrbuch 2010 der Klaus-Groth-Gesellschaft e.V. Heide in Holstein 2010, S. 116f.
- 12 Der kleine blaue schwäbische Sprachraum im äußersten Südwesten Mittelfrankens sowie die kleine rote thüringische Ecke im Norden Oberfrankens werden nicht berücksichtigt.
- 13 Ausführlicher nachzulesen in Blidschun/Fritz-Scheuplein: Franken dialektologisch (wie Anm. 11), S. 117ff.
- 14 Alle im Folgenden genannten mundartlichen Ausspracheformen der Beispielwörter sind durch kursive Kleinschreibung markiert.
- 15 Aufgrund der sogenannten binnendeutschen Konsonantenschwächung wird der Fortslaut „p“ durch den Lenislaut „b“ ersetzt.
- 16 Man spricht hier z.B. auch „beise“ statt „böüse“ für „böse“.
- 17 Siehe hierzu die Karten zu mhd. „ie“ in „*fliegen*“, mhd. „uo“ in „*Kuh*“ und mhd. „üe“ in „*Kühe*“ im Kleinen Bayerischen Sprachatlas (S. 62ff.) oder unter <https://sprachatlas.bayerische-landesbibliothek-online.de/>.
- 18 Um einen fallenden Diphthong handelt es sich bei „*nääawl*“, um einen steigenden Diphthong bei „*neiwl*“.
- 19 Siehe hierzu auch König, Almut/Blidschun, Claudia/Fritz-Scheuplein, Monika/Wolf, Norbert Richard: Kleiner Unterfränkischer Sprachatlas (KUSS). Heidelberg 2007, S. 20f.
- 20 Renn/König: Kleiner Bayerischer Sprachatlas (wie Anm. 4), S. 57.
- 21 Die Bedeutung der zwei gestrichelten Linien auf der Karte wird in diesem Beitrag nicht berücksichtigt.
- 22 Textlich wird bei allen drei Wortschatzkarten nur auf die großräumig verbreiteten Varianten Bezug genommen.
- 23 Vgl. Renn/König: Kleiner Bayerischer Sprachatlas (wie Anm. 4), S. 161.
- 24 Ebd., S. 175.
- 25 Vgl. Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearb. v. Walther Mitzka. 20. Aufl. Berlin 1967, S. 427.
- 26 Siehe hierzu auch Wagner, Eberhard: Das fränkische Dialektbuch. Mit einem Beitrag von Reinhard Rascher. München 1987, S. 36ff.

Wir drucken alles für Sie!

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24 Telefax 09 31/2 76 25

halbigdruck
offset digital

EGLMAIER VERLAG

Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Regionalität und Sprache – Der Dialekt nach der Jahrtausendwende, am Beispiel von Mainfranken

Die Funktion des Dialekts verändert sich. Als identitätsstiftende Sprachform mit einem regionalen Bezugsrahmen entwickeln sich lebendige neue Dialektformate und Verwendungswisen. Welche Rolle spielt die Region? Und was ist ein Regiolekt?

Seitdem es Sprache gibt, gibt es wohl auch Dialekte. Also räumlich gebundene Sprache, die durch Merkmale auf allen Sprachebenen gekennzeichnet ist und nur an diesem Ort und nur in dieser Region mit diesen Merkmalen so vorkommt! Dabei ist wahrscheinlich die Klage über den Untergang der Dialekte genauso alt wie die Sprache selbst, und in der Tat haben wir wohl alle die Klage im Ohr, dass der Dialekt aussterbe. Wie ist das nun in Mainfranken? Es folgt eine Bestandsaufnahme.

Schon 1862 trauerte Johann Baptist Sartorius dem Würzburger Dialekt nach und stellte fest, dass die „Mundart [...] im Lauf der Zeiten und in Folge mancherlei Verhältnisse viele Veränderungen erlitten hat. Noch am Anfang des jetzigen Jahrhunderts war die Mundart unserer alten Bischofsstadt weit spezifischer und schärfer ausgeprägt, als jetzt.“ Auch Sartorius beobachtete Mitte des 19. Jahrhunderts Tendenzen des Sprachwandels für Würzburg, und zwar, dass „die alte Mundart sich verflacht und vermengt. [...] Rein spezifische würzburger Worte, welche auswärts gar nicht gehört werden, sind sehr selten.“ Deswegen beeilte sich der gebürtige Würzburger, seine Dia-

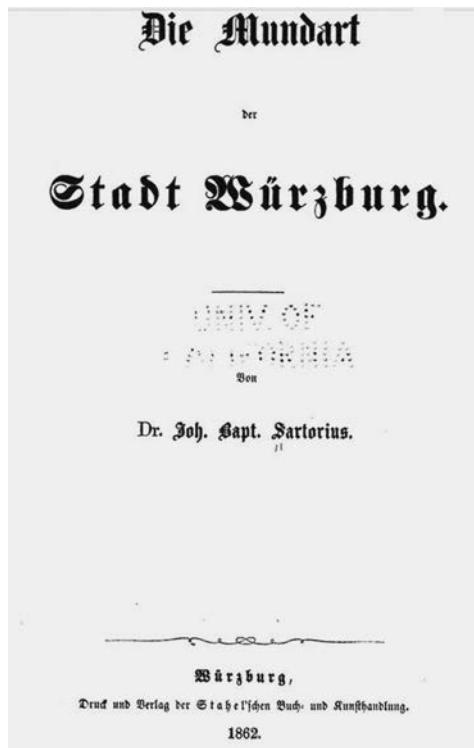


Abb. 1: Titelseite „Die Mundart der Stadt Würzburg“ von Johann Baptist Sartorius.

lektwörtersammlung „Die Mundart der Stadt Würzburg“ zu verfassen.

Wie sieht das heute 155 Jahre später aus? Ist der Dialekt verschwunden? Nein, er ist immer noch da! Doch er hat sich gewandelt oder um es mit anderen Worten zu sagen: Der Dialekt ist (noch) nicht am Ende, sondern an einer Wende. Der Dialekt hat eine neue Sprachfunktion bekommen, nämlich die der Identitätsstiftung und räumlich-kulturellen Zuordnung. Das er-

kennt man sehr augenfällig an der seit über 30 Jahren andauernden Dialektrenaissance, wie sie zum Beispiel in wachsenden Regalmetern der Franconia-Abteilungen in Würzburger Buchhandlungen zum Ausdruck kommt. Rezepte, Geschichten, Bibelübersetzungen, Krimis und Comicübersetzungen sind nur ein Teil der fränkischen Dialektliteratur, wie man sie heute im unterfränkischen Buchhandel vorfindet. Der Dialekt ist also immer noch existent und lebendig.

Doch wie hat sich der Dialekt verändert und wie kann man dialektalen Wandel untersuchen? Im Forschungsprojekt „Sprachatlas von Unterfranken“ an der Universität Würzburg wurden in den 1990ern im gesamten Regierungsbezirk ortsgebürtige ältere Gewährspersonen nach dem Alters-

dialekt befragt. Auf diese Weise konnte der so genannte Basisdialekt ermittelt werden, wobei der Dialektstand aus der Zeit um 1900 festgehalten wurde. Damals war der Dialekt in den Dörfern die Sprache des Alltags in nahezu allen Lebenssituationen. Damit war er die Verbalisierung des primären Lebensbereichs. Doch schon damals zeigte sich, dass der sprachliche Wandel in den Städten stärker sichtbar wurde und sich dem Standarddeutschen annäherte, wie dies auch schon Sartorius (s.o.) festgestellt hatte.

Lautliche und lexikalische Untersuchungen am „Sprachatlas von Unterfranken“ belegen deutlich die dialektalen Sprachveränderungen und dabei vor allem das Herausbilden regionaler, also größtenteils verbreiteter, dialektaler Formen einerseits und andererseits den Abbau von Lokalismen, also von Sprachmerkmalen, die nur an einem Ort vorkommen. Es entstanden und entstehen verstärkt regional verbreitete, also regiolekiale Dialektformen, die sich meistens eher dem Standarddeutschen annähern, ohne sich diesem aber anzupassen. Das heißt, dass oft eine dialektale Form durch eine andere dialektale Form ersetzt wird. Daher ist es hilfreich vom Sprachumbau, also dem Verändern dialektaler Merkmale, zu sprechen, und nicht nur vom Dialektabbau, also dem vollständigen Verschwinden dialektaler Merkmale auf dem Wege des Ersatzes durch standardsprachliche Formen. Anders gesagt bedeutet dies, dass sich in einer Region unterschiedliche Dialektmerkmale einander annähern und in einer Form zusammenfallen.

So sind verschieden ausgeprägte Lautungen der Verkleinerungsendungen ‚-la‘ und ‚-le‘ in der Region Mainfranken mittlerweile größtenteils zur regionalen Einheitsform ‚-le‘ zusammengefallen. Damit

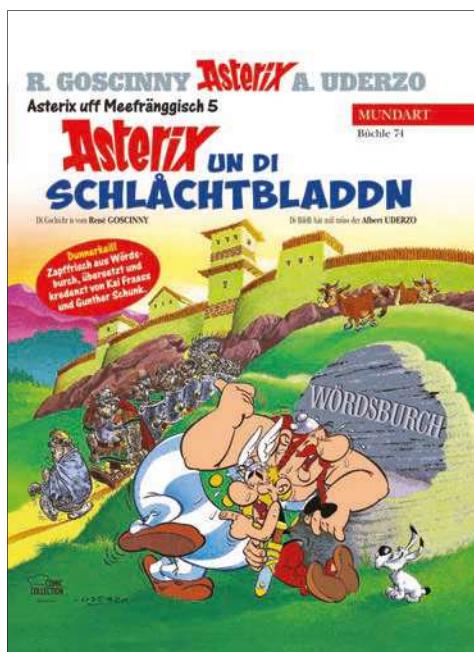


Abb. 2: Die Titelseite des aktuellen fränkischen Asterixbandes „Asterix un di Schlächtbladdn“.

Photo: Egmont Ehapa.

hat sich eine lautliche Annäherung an das standardsprachliche, *-lein* entwickelt, aber eben nicht eine vollständige Annäherung. Es bleibt beim eindeutig dialektal geprägten unterostfränkischen Diminutivmerkmal, *-le*. Diese Regionalisierung dialektaler Sprache konnte für die Region Mainfranken nachgewiesen werden. Derartige dialektale Regionalisierungsmechanismen führen zu einer verstärkten Herausbildung regiolektaler Formen, so dass man den Terminus ‚Regiolekt‘ oder ‚Regionalsprache‘ dafür verwenden kann.

Doch wann verwendet man dialektale Formen? Heute, nach der Jahrtausendwende, ist der Dialekt für viele Menschen in der Region eben nicht mehr die einzige Sprachform, sondern eher eine Ausdrucksweise neben anderen. Allein die Verwendung formeller Sprache in offiziellen Situationen hat deutlich zugenommen (hauptsächlich bedingt durch soziale und räumliche Mobilität). Dadurch hat sich der Dialekt auf bestimmte Vorkommensdomänen, also Alltagssituationen, zurückgezogen. Während der Dialekt auf dem Fußballplatz, am Marktstand und in der Weinstube immer noch häufig vorkommt, ist er beim Arztbesuch, in Kundengesprächen und auf Reisen in seiner Verwendung eher inaktiv oder stark abgeschwächt.

Parallel dazu hat sich noch etwas verändert. Während um 1850 der örtliche Bezugsrahmen für die meisten Menschen in der Region Unterfranken das Dorf war, in dem man geboren wurde, in dem man zur Schule ging, arbeitete und heiratete und letztlich auch dort begraben wurde, begann in den 1960er und 1970er Jahren verstärkt eine regionale Mobilität zu entstehen, die bereits den Grundschulbesuch in einem Nachbarort vorsah, zur weiterführenden Ausbildung in die Stadt führte und die gesamte Region als potenziellen

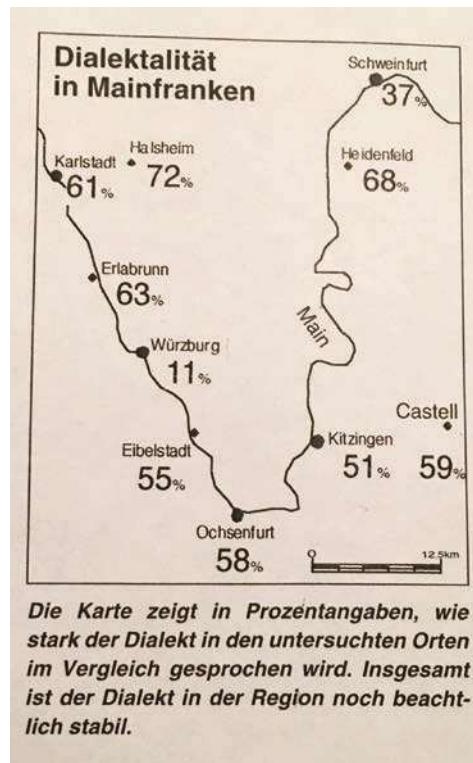


Abb. 3: Dialektgebrauch in Mainfranken.

Arbeitsplatz denkbar machte. Auch der Einzugsbereich der Ehepartner war deutlich gewachsen. Um es mit anderen Worten auszudrücken, hat sich die Lebenswelt der Dialektträger vom lokalen Bezug auf einen regionalen Bezug vergrößert. Der Eibelstädter, Erlabrunner und Marktbreiter fühlt sich neben seiner Ortsherkunft eben auch als Mainfranke. Er fühlt sich diesem sozioökonomischen Mobilitätsraum ‚Region Mainfranken‘ zugehörig.

Mit dem Verschwinden der landwirtschaftlich-handwerklichen Sachkultur sind auch viele alte Dialektwörter ins Museum und in volkskundliche Sammlungen gewandert. Weder ein ‚Seihtüchlein‘ noch ein ‚Melkschemel‘ werden noch an der Milch-

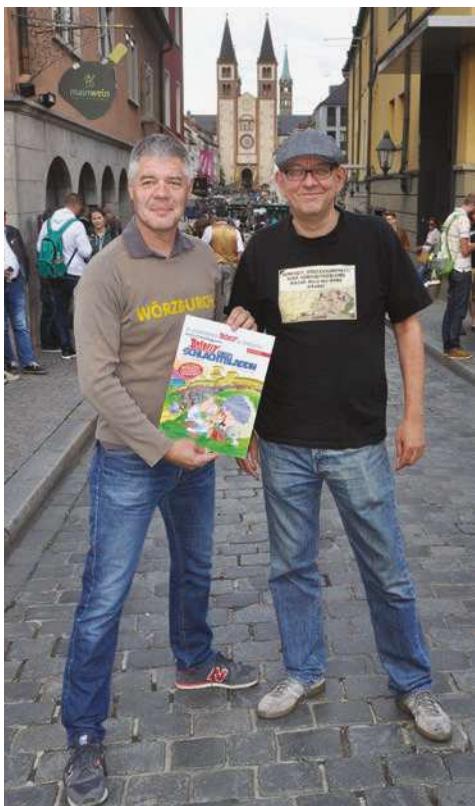


Abb. 4: Dr. Gunther Schunk und Kai Fraass, die Übersetzer des aktuellen fränkischen Asterixheftes „Asterix un di Schlächtbladdn“, präsentieren den Comicband auf der Alten Mainbrücke.

Photo: privat.

kuh eingesetzt, wo jetzt die elektrische Melkmaschine ihren Einsatz findet. So sind viele dieser Alltagswörter aus dem aktiven Wortschatz verschwunden, und ihr Untergang wird vielfach als Dialektverlust betrauert. Andererseits sind aber auch dialektale Wortformen und Wendungen erhalten geblieben, die sich zum Beispiel auf das soziale Leben und den Bereich ‚Freizeit‘ und ‚Speisen‘ beziehen. Gerade eine zum Teil sehr aktive Vereinskultur in Dörfern pflegt diese Sprachkultur, denn dahinter steht die identitätsstiftende Funkti-

on, die dialektale Formen innehaben. Vor allem stadtnahe Gemeinden mit vielen nicht ortsgebürtigen Neubürgern sind hier oft sehr aktiv, dem Dorfleben regionaler Prägung Sichtbarkeit zu geben.

Hier kommt dem Dialekt eine starke Funktion zu, weil sich eine räumliche Zugehörigkeit zu einer Region am leichtesten sprachlich ausdrücken lässt, und so ist der Dialekt für viele Menschen, die sich einer Region zugehörig fühlen, ein Ausdruck von Heimatgefühl. Dies beschrieb auch der portugiesische Schriftsteller Fernando Pessoa, als er sagte: „*minha patria é minha língua*“ (dt.: „Meine Sprache ist meine Heimat.“). Nichts Anderes belegen die Übersetzungen von fünf Bänden der Abenteuer von Asterix und Obelix ins „*Meefränggische*“, denn sie spielen genau mit all diesen Entwicklungen. In den mittlerweile fünf Mundartbänden finden vor allem dialektale Formen, die für die Region, Mentalität und Lebensweise Mainfrankens typisch erscheinen, ihre Verwendung. Von „*Dollhorn*“ bis „*dunnrkeil*“ und von „*Bressagg*“ bis „*Wengert-Scheer*“ zeigt sich die Sprach- und Sachkultur der Region, ohne dabei den Anspruch zu erheben, einen realen Regiolekt widerzuspiegeln. Über 110.000 verkaufte Bände in der Region belegen ein solches Bedürfnis der Mainfranken nach dialektaler Folklore, besser formuliert sprachlichem Heimatgefühl“.

Damit folgt auch die Region Mainfranken einem weltweiten Trend, der Globalisierung mit einer Verstärkung regionaler Identität etwas entgegenzusetzen. Auch eine gewisse romantische, biedermeierhafte Verklärung einer vermeintlich glücklichen ländlichen Vergangenheit zeigt das Motiv, einer immer komplexeren Welt die vermeintlich einfache Übersichtlichkeit der Heimat und des Vertraut-Bekannten gegenüberzustellen.

Hierfür sei ein Beispiel genannt: Moderne Autos nähern sich durch Technisierung, Produktionsmethoden und im Fahrgefühl immer mehr einander an, wodurch sie austauschbar werden. Dies hat zur Folge, dass seit über zehn Jahren die Zulassungszahlen der Oldtimer, also der Autos mit einem H-Kennzeichen, deutlich steigen. Folglich begründet sich genauso das ‚ländliche‘ Leben als ökonomischer und ökologischer Reflex für immer mehr Menschen, auch gerade in den Städten. Der außerordentliche Erfolg der Zeitschrift ‚Landlust‘ belegt das ebenso.

In diesem Kontext ist die Verwendung dialektaler Formen ein kraftvoller Ausdruck einer regionalen Einbindung und Zugehörigkeit, denn der Dialekt einer Region wird als sprachliches Kulturgut mit stark identitätsstiftender Wirkung verstanden. Dabei darf aber nicht übersehen werden, dass sich die Kommunikationssituationen und die Kommunikationsformate in unserer Sprachwelt, insonderheit nach der Jahrtausendwende mit dem Web 2.0, explosionsartig vermehrt haben. Auch der rasante Aufstieg sozialer Netzwerke hat

die Diversität unserer Gesellschaft in Deutschland sichtbarer gemacht, und damit ist auch die Vielfalt der Soziolekte stark gestiegen. Zu Zeiten von Johann Baptist Sartorius war der Dialekt in einem Dorf noch fast ausschließlich die verbreitete Alltagssprache der dörflichen Gemeinschaft. Heute bedeutet das, dass der Dialekt zwar auf bestimmte Situationen beschränkt ist, aber gerade dort noch sehr lebendig verwendet wird. Damit wird er seiner neuen, identitätsstiftenden Funktion im ‚global village‘ gerecht.

Dr. Gunther Schunk hat an den Universitäten Würzburg und Erlangen an den regionalen Forschungsprojekten des Bayerischen Sprachatlas‘ mitgearbeitet und ist heute Kommunikationsverantwortlicher im Würzburger Fachmedienhaus Vogel Communications Group. Er ist Mitübersetzer der Mundartreihe „Asterix uff Meefrängisch“. Seine Anschrift lautet: Schillerstraße 2, 97072 Würzburg, Email: gunther.schunk@gmx.de.

Literatur:

Fritz-Scheuplein, Monika/König, Almut/Krämer-Neubert, Sabine: Wörterbuch von Unterfranken. Eine lexicographische Bestandsaufnahme. Würzburg 2008.

Sartorius, Johann Baptist: Die Mundart der Stadt Würzburg. Würzburg 1862. Nachdruck Wiesbaden 1968.

Schunk, Gunther: Regionalisierung von Dialekten.

Ein lautlicher Stadt-Land-Vergleich in Mainfranken. Heidelberg 1999.

Schunk, Gunther: Wo bitte geht's zum Regiolekt? Wege dialektaler Regionalisierung, in: Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. Hrsg. v. Peter Wiesinger. Bd. 3. Bern 2002, S. 227–233.

Fränkischer Wortschatz. Seine Erforschung und Verbreitung

Im folgenden Artikel werden zunächst Geschichte, Methodik und Veröffentlichungen des sprachwissenschaftlichen Forschungsprojekts ‚Fränkisches Wörterbuch‘ beschrieben. Der zweite Teil geht auf das ‚Untersuchungsgebiet‘ des Wörterbuchs ein: welche Mundarten werden hier dokumentiert, wo gibt es außerhalb dieses ‚Zuständigkeitsbereichs‘ Landschaften, in denen (Ost-)fränkischer Dialekt gesprochen wird? Im dritten Abschnitt wird dann auf einige bekannte fränkische Wörter und ihre Herkunft eingegangen.

Das Projekt Fränkisches Wörterbuch

Seit dem 19. Jahrhundert gibt es in allen deutschen Dialektgebieten Forschungsunternehmen, deren Aufgabe es ist, den Wortschatz einer Region möglichst vollständig zu sammeln und zu dokumentieren. Vorreiter war das Werk eines einzelnen Mannes: das ‚Bayerische Wörterbuch‘ von Johann Andreas Schmeller. Es erschien in zwei Bänden 1827 bzw. 1837 und dokumentiert mundartlichen Wortschatz aus dem gesamten Gebiet des damaligen Königreichs Bayern, d.h., aus den heutigen sieben bayerischen Regierungsbezirken und aus der Rheinpfalz. Das Bayerische Wörterbuch löste in der Folge ein gesteigertes wissenschaftliches Interesse an der Erforschung des Wortschatzes deutscher Dialekte aus, weswegen dann jenseits der bayerischen Grenzen mehrere großlandschaftliche Wörterbuchprojekte entstanden:

Im Königreich Württemberg das ‚Schwäbische Wörterbuch‘ (ab 1886, abgeschlossen 1936); im Großherzogtum Baden das ‚Badische Wörterbuch‘ (ab 1907, voraussichtlicher Abschluss 2025); in Hessen-Darmstadt das ‚Südhessische Wörterbuch‘ (ab 1925, abgeschlossen 2010) sowie das ‚Thüringische Wörterbuch‘, das 1907 durch den Verein für Thüringische Geschichte gegründet wurde und 2006 abgeschlossen werden konnte.

Hatte Schmeller seine Wortbelege noch zum Großteil literarischen Quellen und den Lokalwörterbüchern, die es zu seiner Zeit schon gab, entnommen, so wurde die Materialsammlung der Nachfolgeprojekte auf eine wesentlich breitere Basis gestellt. Man ging zur postalischen Erhebung anhand von Fragebogen über. Als die zweite, nur in formaler Hinsicht überarbeitete Ausgabe des Bayerischen Wörterbuchs vergriffen war, beschloss die Historische Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, ein völlig neues, durch flächenhaften Fragebogenversand erhobenes Wörterbuch zu schaffen. In Zusammenarbeit mit der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien sollte das gesamte Areal des bairischen Dialekts in die Erhebungen einbezogen werden. Dieses umfasste neben Altbayern auch Tirol und Salzburg, die habsburgischen Erzherzogtümer Österreich, Steiermark und Kärnten sowie Sprachinseln, die über das ganze Gebiet der Donaumonarchie verstreut waren. Aber im Gegensatz zu Schmellers Wörterbuch sollte das neue Bayerisch-Österreichische Wörterbuch die fränkischen und schwäbischen Mundarten nicht mehr berücksich-

tigen. Immerhin aber wurden die Fragebögen ab 1912 nicht nur in Altbayern, sondern auch in Franken, Schwaben und der Pfalz versandt. Man hatte vor, einst auch in diesen Bezirken des Königreichs ‚Redaktionen‘ für eigene Regionalwörterbücher einzurichten.

Für Franken wurde dieser Plan ab 1932 in die Tat umgesetzt. Der Erlanger Germanist Friedrich Maurer, Ordinarius für Deutsche Philologie an der Friedrich-Alexander-Universität, begann mit Erhebungen im ostfränkischen Dialektgebiet Bayerns, Württembergs und Badens und gründete die Redaktion des Ostfränkischen Wörterbuchs. Neben direkten mündlichen Abfragen wurde ein auf den ostfränkischen Dialekt zugeschnittener Fragebogen an alle Volksschulen in Ober-, Mittel- und Unterfranken versandt. Er umfasste hundert Fragen zu mundartlichen Bezeichnungen sowie Aussprachen und erreichte einen Rekord-Rücklauf von 2.919 ausgefüllten Exemplaren. Dies war auch der Unterstützung durch das bayerische Kultusministerium zu verdanken, das den Fragebogen dem ‚Bayerischen Schulanzeiger‘ beilegen ließ, der von Amts wegen an alle bayerischen Schulen verschickt wurde. Außerdem erhielt das Ostfränkische Wörterbuch von der Münchner Redaktion des Bayerischen Wörterbuchs alle ausgefüllten Fragebögen, die aus Franken stammten. In der Erlanger Redaktion gingen Maurers Mitarbeiter nun daran, die Belege zu ‚lemmatisieren‘, d.h., sie ordneten jedem Mundartwort ein schriftsprachliches Stichwort zu und legten eine alphabetisch sortierte Kartei an.

Im Zweiten Weltkrieg kam die Arbeit am Ostfränkischen Wörterbuch zum Erliegen und wurde erst 1960 wieder aufgenommen. Der Erlanger Mediävist Siegfried Beyschlag ließ seine Assistenten Ot-

mar Werner und Reinhold Grimm neue Fragebögen entwerfen. Ab 1962 engagierte sich wieder die Bayerische Akademie der Wissenschaften und schuf eine Planstelle für einen wissenschaftlichen Redaktor. Die Erlanger Redaktion brachte in der Folgezeit pro Jahr drei neue Fragebögen heraus, von denen im Durchschnitt etwa 400 Exemplare ausgefüllt zurückgeschickt wurden. Die ‚Gewährspersonen‘ waren anfangs in der Regel Volksschullehrer, die aber mit der Zeit immer mehr durch Angehörige anderer Berufsgruppen abgelöst wurden.

Ab Beginn der 1970er Jahre wurden die kleinen ‚Zwergschulen‘ durch ‚Mittelpunktschulen‘ ersetzt, was zur Folge hatte, dass es in immer weniger Orten auf dem Land noch Lehrer gab, die als Ansprechpartner für die Wörterbuchredaktion in Frage kamen. Der Bogen Nr. 1 von 1960 wurde noch von 1.263 Personen ausgefüllt, der letzte, Bogen Nr. 116, nur noch von 177. Eberhard Wagner, der langjährige Redaktor des Ostfränkischen Wörterbuchs (1967–2003) und Kulturpreisträger des Frankenbundes, schaffte es zwar immer wieder, die Zahl der Gewährspersonen durch Aufrufe in den Medien zu vergrößern, aber letztlich war der Rückgang nicht aufzuhalten.

Die Kommission für Mundartforschung beschloss daher im Jahr 2001, den Fragebogenversand zu beenden. Im Laufe der Jahre von 1960 bis 2001 waren immerhin 48.219 ausgefüllte Exemplare zurückgesandt worden. Jeder dieser Bogen enthält durchschnittlich 50 Fragen. Die Antworten bestehen manchmal nur aus einzelnen Wörtern, manchmal aber auch aus ganzen Sätzen, sodass sich ein Durchschnitt von 1,5 Wortbelegen je Bogen und Frage ergibt. Insgesamt kann die Anzahl der aus der Fragebogenerhebung resultierenden Bele-

ge auf 3.750.000 geschätzt werden. Ohne die ehrenamtliche Hilfe von über 10.000 namentlich bekannten Gewährspersonen wäre diese gewaltige Materialsammlung nie zustande gekommen.

Eberhard Wagner und sein Nachfolger Alfred Klepsch arbeiteten 2003 bis 2007 an einem Auswahlwörterbuch aus dem Material des Ostfränkischen Wörterbuchs. Es kam unter dem Titel ‚Wörterbuch von Bayerisch Franken‘ heraus.¹ Es enthält ca. 4.000 Stichwörter und 30 farbige Wortkarten, wurde dreimal aufgelegt und in 5.500 Exemplaren gedruckt.

Nun begann die Redaktion damit, den Beschluss der Kommission für Mundartforschung umzusetzen, das Belegmaterial zu digitalisieren und für eine online-Veröffentlichung vorzubereiten. An eine massenhafte Produktion von Bilddateien, die nicht nur die jeweils vierseitigen 48.129 Fragebogen, sondern auch die noch unter der Ägide der Münchener Redaktion 1912 bis 1940 erhobenen Materialien und etwa 1 Million Karteikarten umfassen, war zur damaligen Zeit aus Kostengründen noch nicht zu denken. Auch wäre das so entstandene Bildmaterial kaum zu benutzen, weil es nicht nach sinnvollen Kriterien durchsuchbar ist.

So begann man 2005 mit der Eingabe der Belege in Excel-Tabellen. Diese enthalten folgende Informationen: Wortlaut des Belegs in der Originalschreibweise, literarische Umschrift mit standardnaher Rechtschreibung, Bogen- und Fragennummer, Koordinaten des Herkunftsorts und laufende Nummer der Gewährsperson aus dem betreffenden Ort. Bei dieser Vorgehensweise ist sichergestellt, dass jeder einzelne Beleg auf seine Herkunft, Entstehungszeit und auch auf die Person, von der er stammt, zurückgeführt werden kann. Hinzu kommen linguistische An-

notationen: eine Bedeutungsangabe, die grammatischen Bestimmung des Belegs und die Angabe der Wortfamilien, zu der seine Bestandteile gehören. Letzteres ist Aufgabe des wissenschaftlichen Personals der Redaktion. Die reine Abschrift und die Angabe der ‚Metadaten‘ (Person, Ort, Nummer) wurden bis 2012 durch externe Werkvertragsnehmer, seither durch studentische Hilfskräfte und Praktikanten erstellt. Seit 2012 wird in der IT-Abteilung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften an der Einbindung dieser Daten in eine Datenbank gearbeitet. In den Jahren 2012 bis 2013 wurde, mit finanzieller Unterstützung durch die Akademie und die drei fränkischen Bezirke, das gesamte schriftliche Material eingescannt. Die IT-Abteilung hat diese Scans Beleg für Beleg ‚geschnipst‘, die Schnipsel können beim Benutzen der Datenbank je Beleg angesehen werden. Bis heute (Ende 2018) umfasst die Datenbank knapp 950.000 Einzelbelege zu insgesamt 41.000 Stichwörtern. Laufend kommen neue Belege hinzu, vorhandene werden durch Mitarbeiter der Redaktion überprüft und ggf. korrigiert. Die Datenbank ist als ‚work in progress‘ bereits öffentlich benutzbar unter der Adresse: www.wbf.badw.de/wbf-digital/wörterbuch/.

Der Name des Projekts lautete 1932 bis 2012 ‚Ostfränkisches Wörterbuch‘. Er bezog sich auf den ostfränkischen Dialekt, der im Norden Bayerns und Baden-Württembergs sowie im Süden von Thüringen gesprochen wird. 2012 wurde der Name in ‚Fränkisches Wörterbuch‘ geändert. Der Grund für diese Änderung ist, dass die in der Datenbank veröffentlichten Belege aus allen Mundarten der Bezirke Ober-, Mittel- und Unterfranken kommen, nicht nur aus dem Ostfränkischen. Es sind nämlich auch solche enthalten, die z.B. aus



Abb. 1: Sprachräume in Franken. Die rote Linie bildet die Grenze der drei fränkischen Bezirke im Freistaat Bayern ab. Die schwarzen Linien zeigen die Grenzen der Dialekte, die innerhalb dieses Gebiets gesprochen werden.

dem Hessischen Aschaffenburgs, aus dem Thüringischen Ludwigsstadts, aus dem Nordbairischen von Weißenburg oder dem Schwäbischen von Dinkelsbühl stammen. Das Wort ‚Fränkisch‘ des neuen Namens bezieht sich also auf eine Region, nicht auf einen bestimmten Dialekt.

Ostfränkisch außerhalb Frankens

Nicht zum engeren ‚Untersuchungsobjekt‘ des Fränkischen Wörterbuchs gehören die ostfränkischen Dialektgebiete, die außerhalb des Freistaats Bayern liegen. Dabei handelt es sich um folgende Gegenden:

a) Der Norden Baden-Württembergs. Nördlich einer Linie von Schwäbisch Hall bis Karlsruhe setzt sich das Südostfränki-

sche fort, das in Mittelfranken westlich der Frankenhöhe, z.B. in Rothenburg gesprochen wird. Dieser Mundartraum wird auch volkstümlich als ‚Hohenlohe‘ oder ‚Hohenlohisch-Franken‘ bezeichnet.

b) Der Süden Thüringens. Südlich des ‚Rennsteigs‘, d.h., des Kamms des Thüringer Walds, setzt sich das ‚Hennebergische‘, eine Unterostfränkische Mundart fort. In diesem Gebiet liegen z.B. die Städte Suhl und Hildburghausen.

c) Das sächsische Vogtland. Das Vogtländische und auch das engverwandte Erzgebirgische werden im Süden des Freistaats Sachsen gesprochen. Zwar liegt das Gebiet nördlich der ‚Appel-Apfel-Linie‘, d.h., das germanische ‚pp‘ ist hier nicht von der ‚Hochdeutschen Lautverschiebung‘ be-

troffen, andere Mundartmerkmale gleichen aber denen des Oberostfränkischen. Das Wort ‚*Pfund*‘ lautet hier wie im Oberdeutschen /pfund/, nicht wie im Obersächsischen /fund/, das Wort ‚*breit*‘ wird wie im Oberostfränkischen /braad/ gesprochen, nicht wie im Obersächsischen /breed/.

d) Nordwestböhmen. Im nördlichen Böhmen wurden bis zur Vertreibung der Sudetendeutschen Mundarten gesprochen, die auch auf der deutschen Seite der Grenzgebirge verbreitet waren. Das Nordbairische setzte sich hier als ‚Egerländisch‘ fort, das vom Oberpfälzer Wald bis zum Duppauer Gebirge verbreitet war. Hier liegen die Städte Eger und Karlsbad. Östlich davon schloss sich das Nordwestböhmische an, das sich an seinem Nordrand kaum vom Erzgebirgischen unterschied und das nach Süden hin bis zur tschechischen Sprachgrenze immer weniger ostmitteldeutsche und mehr oberostfränkische Merkmale aufweist.²

e) Nordamerika. Im Jahr 1845 wanderten auf Betreiben von Wilhelm Löhe Siedler aus Mittelfranken nach Michigan im Norden der Vereinigten Staaten aus. Sie ließen sich im Saginaw-County nieder, das damals nur von den Chippewa-Indianern bevölkert war. Die lutherischen Christen aus Franken sollten sie missionieren, indem sie ihnen das Christentum „vorlebten“. Die fränkischen Siedler kamen zum größten Teil aus Neuendettelsau bei Ansbach und sprachen oberostfränkischen Dialekt. Andere Gruppen kamen aus Rossatal bei Fürth und aus Gunzenhausen. Sie passten sich sprachlich an die Majorität der Neuendettelsauer an. Es wurden vier Gemeinden gegründet, die Frankenmuth, Frankentrost, Frankenlust und Frankenhilf hießen. In Frankenmuth hat sich das Ostfränkische bis heute erhalten, ist aber

mittlerweile vom Aussterben bedroht. Die Sprecher sind alle über 60 Jahre alt. Das ‚Bayerische‘, wie sie ihren Dialekt jetzt nennen, wird zwar vom ‚Siem G’scheit Club of Frankenmuth‘ der Frankenmuth Historical Association. Language Committee gepflegt und wurde auch sprachwissenschaftlich beschrieben.³ Aber die jüngeren Einwohner von Frankenmuth verwenden ihn nicht mehr, sie sind zu amerikanischem Englisch übergegangen.

Fränkischer Wortschatz: Einige Beispiele

Im Folgenden wird eine Auswahl „typisch fränkischer“ Dialektwörter bezüglich ihrer Herkunft, Verwendungweise und Verbreitung beschrieben. Wohl eines der bekanntesten und beliebtesten ist ‚*fei*‘, das zwar auch im Bairischen gebraucht wird, aber in Franken noch häufiger und mit sehr schillernder Bedeutung verwendet wird. Am ehesten lässt es sich mit „aber“ ins Schriftdeutsche übersetzen, die Gebrauchsmöglichkeiten gehen aber darüber hinaus:

„*des is fei schee*“: „das ist aber schön, das ist wirklich schön“;

„*des soochi der fei ned*“: „das verrate ich dir aber nicht, weißt du?“;

„*gib fei obachd*“: „pass aber auf, pass gut auf“.

Entstanden ist diese universelle Intensivierungs-Partikel aus dem Adjektiv ‚*fein*‘. Dieses wird im Dialekt mit nahezu derselben Bedeutung und Lautung wie im Schriftdeutschen verwendet:

„*des is a feins Stöffla*“: „das ist ein feiner, gut gewebter, edler Stoff“;

„*des is a feiner Moo*“: „das ist ein anständiger, umgänglicher Mann“.

Als Adjektiv verwendet, besitzt das Wort immer eine Endung, die männliches, weib-

liches oder sächliches Geschlecht, Einzahl oder Mehrzahl des damit charakterisierten Substantivs anzeigen.

Wenn *fein*‘ als Adverb verwendet wird, fehlt eine solche Endung:

,*das wird fein gemahlen*‘: „das Pulver wird ganz feinkörnig gemahlen“;

,*das sage ich dir ganz fein*‘: „das erkläre ich dir haarklein, ganz genau“.

Im Fränkischen und im Bairischen schwindet ein ,‐n‘ am Wortende, wenn es auf einen langen Vokal oder einen Diphthong folgt, z.B. ,*Moo*‘ „Mann“, ,*glaa*‘ „klein“, ,*Wei*‘ „Wein“. Dasselbe ist bei *fein*‘ der Fall. Die unterschiedliche Lautung und die stark abweichende Bedeutung führen dazu, dass *fei*‘ und *fein*‘ nicht mehr als Varianten desselben Worts angesehen werden.

Einen Übergangsfall zwischen Hochsprache und Dialekt stellt das Wort, *heuer*‘ dar. Dieses Adverb, das anstelle von ,*dieses Jahr*‘ gebraucht wird, kann man in Franken, Altbayern und Österreich auch in der Zeitung lesen und in den Funkmedien hören. Im restlichen deutschen Sprachgebiet wird es aber kaum verstanden. Es hat sich sprachgeschichtlich auf ähnliche Weise entwickelt wie ,*heute*‘ und geht auf althochdeutsch ,*hiu járu*‘ „in diesem Jahr“ zurück. Es lautete im Mittelhochdeutschen ,*hiure*‘. ,*Heute*‘ geht zurück auf althochdeutsch ,*hiu tagu*‘ „an diesem Tag“ und lautete im Mittelhochdeutschen ,*hiute*‘.

Weniger bekannt ist das fränkisch-bairische Wort ,*ferten*‘ „letztes Jahr“. Es geht zurück auf Althochdeutsch ,*firni*‘ „vorjährig“. Im Mittelhochdeutschen spaltet sich das Adjektiv auf in ,*virne*‘ „alt“ und ,*verne*‘ „vorjährig“. Über mittelhochdeutsch ,*vernent*‘ „im vorigen Jahr“ bleibt ,*verne*‘ als ,*ferten*‘ nur in den oberdeutschen Dialekten erhalten, während ,*virne*‘ als ,*Firn*‘ „Altschnee, vorjähriger Schnee“ auch in

standardsprachlichen Wörterbüchern zu finden ist.

Krenfleisch ist ein typisch fränkisches Gericht. Man kann es aus Rind- oder Schweinefleisch zubereiten, in jedem Fall braucht man für die Sauce ,*Kren*‘. Den gibt es unter diesem Namen aber nur in Franken, Altbayern und Österreich. Als fränkische Krenmetropole gilt Baiersdorf bei Erlangen. Es handelt sich um die geriebene Wurzel des Kreuzblütergewächses ,*Armoracia rusticana*‘. Dieses wird im Tschechischen ,*křen*‘, im russischen ,*chren*‘ genannt. Es liegt also nahe, dass ,*Kren*‘ ein Lehnwort aus dem Slawischen ist. Der schriftdeutsche Name ,*Meerrettich*‘ ist etwas schwieriger zu deuten. Als ,*mer-ratih*‘ ist er bereits aus dem Althochdeutschen belegt. Dabei könnte der Wortbestandteil ,*mer*‘ als „Meer“ oder als „Mähre“ gedeutet werden. ,*Meerrettich*‘ wäre also der Rettich, der über das Meer kommt, der Importrettich sozusagen, oder es ist der Mähenrettich, der Rettich der Pferde. Für die Pferdehypothese spricht die englische Bezeichnung ,*horseradish*‘.

,*Kimmerling*‘ ist das fränkische Wort für die schriftdeutsche ,*Gurke*‘. Verwandt sind der oberbayerische ,*Gugumma*‘, der schwäbische ,*Gugommer*‘ und der hessische ,*Gommer*‘. ,*Kimmerling*‘ und ,*Gugommer*‘ sind verwandt mit englisch ,*cucumber*‘. Dieses westeuropäische Wort geht zurück auf lateinisch ,*cucumer*‘ und hat sich noch zu Zeiten des Römischen Reichs bis nach Süddeutschland verbreitet. In den anderen deutschen Dialekten gilt wie in der Standardsprache das Wort ,*Gurke*‘, das aus slawischen Sprachen entlehnt ist. Auf Polnisch heißt die Gurke ,*ogórek*‘ (sprich: oguurek), auf Tschechisch ,*okurka*‘ (sprich: wógorka).

Wenn ein Franke mit großem Appetit isst, dann ,*acbelt*‘ er. Manchmal hört man

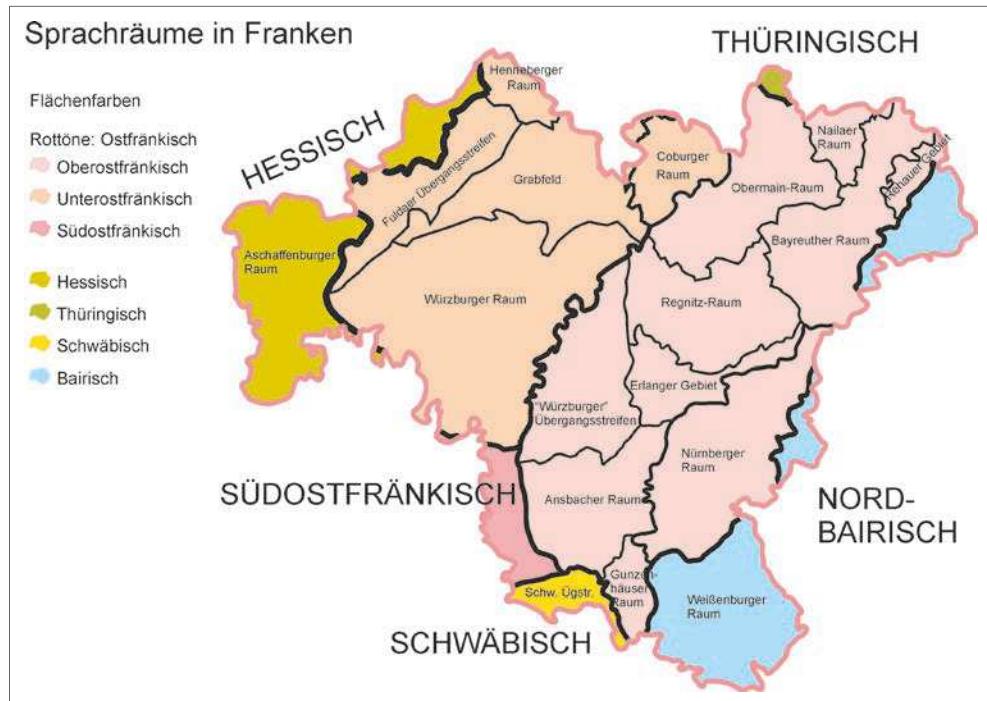


Abb. 2: Mundartliche Benennungen für die Kartoffel. Die Karte zeigt die Verbreitung der verschiedenen Wörter für diesen Begriff. Von den zahllosen Aussprachevarianten sind nur die wichtigsten eingetragen.

dafür auch: „der kachelt nei“ „er isst viel und hastig“. „Kacheln“ ist aber über die Vergangenheitsform von „acheln“ entstanden: „der hot g'achelt“. Im mittelfränkischen Schopfloch kennt man zusätzlich das Substantiv „Achiele“ „Essen, Mahlzeit“. Beide Wörter sind, vermittelt über das Jiddische, aus hebräisch „achal“ „essen“ bzw. „achila“ „Mahlzeit“ entlehnt. Im Fränkischen gibt es eine große Zahl von hebräischen Lehnwörtern, die auf den Kontakt mit Juden in kleinen Landgemeinden, sog. „Judendorfern“ zurückzuführen sind. Solche kleinen jüdischen Siedlungen sind nach den Judenverfolgungen im Spätmittelalter entstanden, als es in den Reichsstädten Pogrome gab und die Juden bei Territorialherren auf dem Land Schutz suchten. Vor allem über

den Viehhandel kamen einheimische Bauern mit den „Landjuden“ in Kontakt und übernahmen viele ihrer seit dem Altertum tradierten hebräischen Wörter. Dazu gehören „Schmuser“ „Vermittler im Viehhandel, Ehevermittler“, „keschbern“ „handeln, um kleine Geldbeträge schachern“, „Bore“ „Kuh“, „machulla“ „bankrott“ und viele andere mehr, die im Standarddeutschen unbekannt sind und die oft gar nicht mehr mit dem Jiddischen in Verbindung gebracht werden. Besonders in Unterfranken und im südwestlichen Mittelfranken häufen sich die Belege für solche mundartlichen Lehnwörter.

Der Kartoffelanbau wurde in Franken erst ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zögernd eingeführt. Wenig schmei-

chelhafte alte Bezeichnungen wie ‚*Tenfelsknolle*‘ zeigen das Misstrauen, mit dem die Bevölkerung dem nützlichen Gewächs zuerst begegnete. Als es sich im Lauf des 18. Jahrhunderts dann doch als Agrarpflanze durchsetzte, fehlte es an einer traditionellen Benennung. Die alten, seit der Bronzezeit bekannten Brotgetreidearten tragen Namen, die in ganz Europa verbreitet sind. Für den Weizen z.B. gibt es eine einheitliche Bezeichnung in vielen germanischen Sprachen: englisch ‚*wheat*‘, schwedisch ‚*vete*‘, isländisch ‚*hveiti*‘... Für die Kartoffeln gibt es allein in den Mundarten Frankens sechs unterschiedliche Wörter: ‚*Kartoffeln*‘, ‚*Erdäpfel*‘, ‚*Erbbirnen*‘, ‚*Grundbirnen*‘, ‚*Pumser*‘ und ‚*Potaken*‘.

„**Kartoffel**“ ist die Bezeichnung, die sich im Standarddeutschen durchgesetzt hat. In den westmitteldeutschen Mundarten Unterfrankens ist sie ein Mundartwort mit Lautungen wie /kadoffel/, /gedoffel/, /gedööffel/... Das Wort geht zurück italienisch ‚*tartuficolo*‘ und bezeichnete ursprünglich die Trüffel. Die Form der Knolle und ihr unterirdisches Wachstum führten zur Übertragung auf verschiedene essbare Knollen wie ‚*solanum tuberosum*‘ „Speisekartoffel“, ‚*ipomoea batatas*‘ „Süßkartoffel“ und ‚*helianthus tuberosus*‘ „Topinambur“.

„**Potake**“ ist ebenfalls ein Lehnwort. Die Bezeichnung ist in den deutschen Dialekten nicht sehr häufig, Sie kommt als alleiniges Mundartwort für die Kartoffel nur in der Umgebung von Nürnberg und Forchheim sowie in deutschen Dialektken an der Grenze zu Belgien und Dänemark

vor. Ursprünglich stammt das Wort aus einer Indianersprache, dem Aruak von Haiti. Als Bezeichnung für die Süßkartoffel wurde es als ‚*batata*‘ ins Spanische entlehnt und als ‚*bataat*‘ ins Niederländische. Im modernen Italienischen ist ‚*patata*‘ wie ‚*potatoe*‘ im Englischen der Begriff für die Speisekartoffel. Wahrscheinlich ist die mundartliche Lautung ‚*Potake*‘ auf das Diminutiv ‚*bataatje*‘ zurückzuführen, das in der flämischen Mundart des Niederländischen /bataaki/ lautet. Somit liegt es nahe, dass die fränkischen /bodágn/ über den Handel mit den spanischen Niederlanden (heute Belgien) vermittelt wurde.

Umstritten ist die Herkunft des Eichstätter Dialektworts ‚**Pumser**‘. Geht es auf französisch ‚*pomme (de terre)*‘ zurück, oder ist es nur lautmalend gebildet wegen des polternden Geräusches, das die Kartoffeln machen, wenn sie über eine Rutsche im Keller eingelagert werden?

Aus deutschen Elementen zusammengesetzt sind ‚**Erdäpfel**‘, ‚**Erbbirne**‘ und ‚**Grundbirne**‘. ‚*Erdäpfel*‘ hat Parallelen in anderen europäischen Sprachen (französisch ‚*pomme de terre*‘, niederländisch ‚*aardappel*‘). Ob es im Deutschen unabhängig davon gebildet wurde oder ob es als Lehenübersetzung dieser fremdsprachlichen Namen zustande kam, ist nicht geklärt. Im älteren Deutsch bezeichnete ‚*Erdäpfel*‘ eher runde Knollen, wie die der Topinambur, ‚*Erbbirne*‘ und ‚*Grundbirne*‘ standen im Gegensatz dazu für die länglichen Speisekartoffeln.³

Anmerkungen:

- 1 Wagner, Eberhard/Klepsch, Alfred: Handwörterbuch von Bayerisch-Franken. Bamberg 2008.
- 2 Fuchs, Stefanie: Die nordbairisch-ostfränkische Mundartgrenze in Böhmen (Regensburger Dialektforum, Bd. 7). Regensburg 2006.

- 3 Born, Renate: Michigan German in Frankenmuth variation and change in an East Franconian Dialect. Columbia, SC 1994.
- 4 Sebold, Elmar: Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 25., neu durchgehene und erweiterte Auflage. Berlin–Boston 2011, S. 477.

Alfred Wilhelm Klepsch (geb. 1954 in Schwabach/Mittelfranken) hat an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg zunächst Geologie und dann Deutsch, Erdkunde und Geschichte für das Lehramt an Gymnasien studiert. An das Erste Staatsexamen 1984 schloss sich ein Promotionsstudium in Germanistischer Linguistik, Neuerer Geschichte und Anthropogeographie mit dem Dissertationsthema: „Lautsystem und Lautwandel der Nürnberger Stadtmundart im 19. und 20. Jahrhundert“ an, das 1987 mit der Promotion abgeschlossen wurde. Im Jahr 2002 wur-

de ihm von der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg die Lehrbefugnis für das Fach Deutsche Sprachwissenschaft erteilt (Thema der Habilitationsschrift: „Jiddisch in Mittelfranken“). 2012 wurde er zum außerplanmäßigen Professor ernannt. Seit 2003 bzw. 2012 wirkt er als Redaktor des Ostfränkischen Wörterbuchs, Bayreuth respektive des Fränkischen Wörterbuchs, Fürth. Seine Anschrift lautet: Department für Germanistik, Fränkisches Wörterbuch. Am Weichselgarten 9, 91058 Erlangen, E-Mail: alfred.klepsch@fau.de.

Helmut Haberkamm

Mundart bedeutet Vielfalt und Kraftquelle

Allenthalben ist der Dialekt auf dem Rückzug und in Gefahr, gleichzeitig wird er wertgeschätzt und künstlerisch erfolgreich eingesetzt wie selten zuvor. Dieser Widerspruch prägt unsere Zeit. Vermischung und Veränderung kennzeichnen die Mundart jedoch seit alters her. Der Verfasser ist selbst mittelfränkischer Mundartautor, Betexter von Bäckereitäten und Kunstpostkarten, Bühnenakteur mit einem ‚Gräschkurs Fränkisch‘ sowie Mitorganisator des Fränkischen „MundArt-Festivals Edzerdla“ in Burgbernheim. Welche Sicht auf den Dialekt hat einer wie er?

,Doo lichd a aaschifdiü Händschi – und ächerdi nu derzu! A sedder Schlamber! Der Gori braicherd all Dried an Bolandi, glabbersders. Mid dem haddmer nix wie Uumuß und Maleer!

Der dudd mords sierisch und wercherd, obber wusd hieschausd, nix wie a Grawitschago und a Graffl! A so a Golleichder, so a ieberzwercher! Nnoch so an kobberneggischn Gimbl, doo brauchds aan wergli nedd annd doo, fei wergli wohr. Wenn so a Dootsch mid noolangd und oobäggd, des is, wie wenn zwaa annera loslassn!

So klingt Mundart. Nach Herkunft und Eigentümlichkeit ist sie unschwer zu verorten: Mittelfranken, Aischgrund, mit Anklängen von Steigerwald und Bamberger Gebiet. Dies ist meine Kindheitslandschaft und folglich meine sprachliche Prägung, meine Muttersprache. Seit dreißig Jahren schreibe ich in bzw. mit diesem Idiom Gedichte, Theaterstücke und Liedtexte.

Warum nicht auf Hochdeutsch?, fragen mich manche Zeitgenossen. Das würde doch – wie sie meinen – viel mehr Menschen erreichen und erfreuen.



Abb.: Der Gymnasiallehrer und Mundartautor Dr. Helmut Haberkamm.

Photo: Andreas Riedel.

Vielleicht wäre dem so. Aber erstens wäre es nicht mehr meine ureigene Muttersprache, sondern nur die allgemeine Zweisprache aus Radio, Fernseher, Zeitung, aus Schule, Studium und Beruf. Überdies ginge zweitens das verloren, was Mundart von Natur aus ausmacht: Klangfülle und Lautmusik, Wortschatz und Eigenart, Mutterwitz und Bauernschläue, Bauchgefühl und Nestgeruch, Zugehörigkeit und Alleinstellungsmerkmal.

Von Ort zu Ort, von Tal zu Tal ändern sich Ausdrücke und Bezeichnungen, die Aussprache und der Tonfall – was für eine Vielfalt im Ohr und auf der Zunge! Das ist das geeignete Gegengewicht zum globalen Trend hin zu einer immer mächtigeren Monokultur und Gleichförmigkeit, aber auch gegen die Sprachregelungen und das Floskelpalaver in Medien und Bürokratie sowie in der Politik und Ökonomie. Aus dieser Quelle der eigenen, unverwechselbaren Mundart kann man viel Originelles und Wertvolles schöpfen sowie kreative Kraft tanken, um die eigene Sprache anzureichern und aufzuladen, um Themen

und Traditionen aufzugreifen, zu erneuern und in verwandelter Gestalt für unsere Gegenwart zum Ausdruck zu bringen.

Mundart bedeutet für mich Vielfalt und Kraftquelle. Sie steht ebenbürtig neben dem viel jüngeren Standarddeutschen und ist sowohl altehrwürdig als auch quicklebendig. Das sogenannte Hochdeutsche entstand ja erst allmählich in Kanzleien und Druckerwerkstätten, an Schreibtischen und in Amtsstuben zwischen 1500 und 1800, noch dazu wohlgeremt als Schriftsprache, während die Mundart schon mehr als tausend Jahre das Leben der Menschen sprachlich prägt und trägt, einfängt, abbildet und aufhebt. Dementsprechend ist der fränkische Dialekt für mich eine eigenständige, gleichwertige und gleichberechtigte Erscheinungsform und Spielart des Deutschen.

Die Mundart ist dabei wie jede Sprache von Haus aus und unaufhebbar einem ständigen Wandel und einem Prozess der Vermischung unterworfen. Veränderung der Sprache bedeutet zwar stets auch einen bedauernswerten, oft schmerzlichen Verlust an Worten und Formen, aber keineswegs einen „Verfall“. Sprachpurismus ist völlig fehl am Platz. Eine „reine“ Mundart hat es nämlich nie gegeben.

Jedes Fränkische war hundert Jahre zuvor ein anderes als ein Jahrhundert später. Viele Wörter aus dem alltäglichen Bereich der Bauernarbeit und des Handwerks sind heute längst vergessen und verschwunden, neue Ausdrücke werden aus gegenwärtigen Einflussgebieten in den Dialekt eingeschmolzen, ob dies beispielsweise der „Nulldschegger“ ist (eine Variation des Vollpfostens), das „Wischkäsdla“ oder der „Dadeldoldi“ – also der „Wodds-Äbb-Debb hald, der wu sich veräbbln und vergugeln lässt, bisser ganzergoor verbixld und verbeild is und dodool ausbauerd nu dazu“.

Gerade die englischen Lehnworte werden in unserer fränkischen Lautung und Aufweichung zu fast einheimischen Gestalten. *,Doo hammer fei an gscheidn Drabbl kabbd! Doodool im Glintsch gleeng simmer midna. Den Gräsch hobbi scho lang kumma sehng. Des woer richdi Haadkoor, obber volle Bauer! Des volle Haileid hald fier die ganzn Luser.*‘

Andere Prachtexemplare wie *,Brantschn‘*, *,Biersing‘* und *,Saunddregg‘* klingen bereits unheimlich einheimisch – wenn man sie so schreibt, wie wir sie sprechen, schauen sie vollkommen fränkisch aus. Für belauschende Geheimdienste oder Spracherkennungsprogramme von Datenräubern und Kundenfängern nicht zu begreifen und zu gebrauchen – einfach wunderbar!

,Beim Bussiern kammer fei ganz schee in die Bredullje kumma. Doo kannsder saumässi blümerant wern derbei, därfsdmer glaam!‘ Früher gelangten viele französische Wörter in unsere Mundart, die heute als typisch fränkisch gelten und von den meisten Einheimischen als Urfränkisch angesehen werden. Denken wir nur an so alltägliche Worte wie *,gwieft‘*, *,ficherland‘* oder *,ade‘*. Auch beim *,Deez‘* und *,Feez‘* und beim *,Muggefugg‘* (von *,Mocca faux‘*) hört man in unserer Mundart keine Spur mehr von der französischen Abstammung. Genausowenig wie der nachweihnachtliche Silvesterwunsch *,An guten Rutsch!‘* seine Herkunft aus dem Hebräischen der deutschen Landjuden verrät.

Was allerdings immer wieder als französisch hinausposaunt wird, nämlich die *,Fisimadendn‘*, die – als Einladung an junge Frauen zu einem Techtelmechtel im Zelt – angeblich auf das *,Visitez ma tente!‘* der napoleonischen Soldaten zurückgehen sollen, stammen ausgerechnet vom lateinischen Terminus *,visae patentes‘* für bürokratische Schwierigkeiten ab. Wir sehen also,

dass Einwanderung und Vermischung die Sprache schon von alters her prägen.

Gerade die für die Mundart in Mittelfranken so charakteristischen Ausdrücke wie *,Schäuflerla‘* und *,Seidla‘*, *,Lebkuhng‘* und *,Brezn‘*, *,Spargel‘* und *,Kirschen‘*, *,Weiber‘* und *,Karpfen‘* kommen allesamt aus dem Lateinischen, genauso wie *,Bier‘* und *,Wein‘* und *,Silvaner‘*. Na *,servus! Ja saggratie, des aa nu!‘*

Der *,Gree‘* (Kren, Meerrettich) ist aus dem Slawischen zu uns gelangt, die *,Zwetschge‘* über das vulgärlateinische *,davascena‘* als *,Pflaume aus Damaskus‘* aus dem Arabischen – übrigens auch der *,Alkohol‘*, der *,Kaffee‘* und der *,Zucker‘*. Also sei noch einmal die Bedeutung von Vielfalt und Vermischung unterstrichen, denn so sieht die Urnatur der Mundart aus (und wohl auch die der Menschheit als solcher).

Die zweite Tatsache, die man mit Nachdruck hervorheben muss, ist folgende: Sprache ist ein Kontinuum, ein Prozess und kein unveränderliches Kulturrelikt, kein Heimatmuseum der Worte und Formen, eben kein Fossil. Der ständige Wandel des Dialekts ist ein vollkommen natürlicher Vorgang. Dialekt lebt und stirbt mit den Menschen, die ihn sprechen. Mundarten haben sich schon immer verändert, allerdings nicht so schnell und tiefgreifend wie heute. Gründe dafür gibt es zuhauf: das Bildungsniveau, die soziale Mobilität im Privaten und Beruflichen, die Massenmedien mitsamt der Digitalisierung, Technisierung und Globalisierung, die Verstädterung der ländlichen Gebiete, das niedrigere Sprachprestige des Dialekts, das veränderte Sprachverhalten vor allem in Familien und unter jungen Leuten.

Wer heute hineinhorcht in die Familien, Freundeszirkel und Menschengruppen, der wird erkennen, dass sich der Dialekt auf dem Rückzug befindet. Laut dem

UNESCO-Weltatlas für bedrohte Sprachen gehört das Ostfränkische zu den 13 Regionalsprachen in Deutschland, die als gefährdet gelten. Nachgewiesenermaßen wandelt sich die althergebrachte, urwüchsige Mundart und entwickelt sich gegenwärtig hin zu einer großräumigeren Ausgleichssprache mit lautlichen Eigentümlichkeiten. Diese Nivellierung hin zu einem Regiolekt, einer regional gefärbten Umgangssprache, scheint unaufhaltsam fortzuschreiten. Das wird von den Kindergärten und Grundschulen stark forciert, da dort den Kindern seit Langem die Mundart abgewöhnt und ausgetrieben worden ist – mit fatalen Folgen für das ganze Leben: Die verordnete Dialektlosigkeit führt zu einer verhinderten Mehrsprachigkeit.

Scheinbar im Gegensatz dazu ist ein anderer aktueller Trend bemerkbar: Mit Dialekt kann man große Erfolge feiern und enorme Popularität erreichen – nämlich auf dem Felde der Kleinkunst, des Theaters und der Musik. Manche sprechen in dem Zusammenhang von einer ‚Dialektwelle‘, man könnte wohl auch von einer ‚Dialektmasche‘ reden. Das Bayerische Fernsehen etwa sendet unermüdlich die ‚Fastnacht in Franken‘, dazu viel fränkische Comedy und Klamauk von einschlägigen Komikern, weil damit bequem Quote und Kasse zu machen ist. Landauf, landab feiert das Mundarttheater weiter fröhliche Urständ, Liedermacher singen in ihrem Dialekt und Klassiker wie „Max und Moritz“, „Asterix und Obelix“ oder „Der kleine Prinz“ werden in die Mundart übertragen, aber auch Evangelien, Märchen und Fabeln. Mundartgottesdienste erfreuen sich enormer Beliebtheit. All dies zeigt, dass der Dialekt eine zunehmende Wertschätzung genießt – gerade weil er im Rückzug und im Verschwinden begrif-

fen ist. Was gefährdet ist, wird eben geschützt und gefördert.

Dazu passt, dass eine Umwertung im Bereich der Sprachwissenschaft stattgefunden hat. In den Nachkriegsjahrzehnten wurde der Dialekt zwar als gemäßigter bzw. verwässerter Fernsehdialekt gern gesendet (Komödienstadel, Königlich-bayerisches Amtsgericht, Ohnsorg-Theater, Millowitsch-Theater, Alfred Tegtmeier, Firma Hesselbach), aber in Wirklichkeit eher abgewertet, z.B. in Schulen, Universitäten oder am Arbeitsplatz. Dialektsprecher wurden gern diskriminiert als ungebildete Tölpel, als ‚g’scherte Trampel‘ und Hinterwäldler vom Kaff. Dem lag der Irrglaube der 1960er Jahre zugrunde, der den Dialekt als Sprachbarriere ansah. In Anlehnung an Basil Bernstein in England diffamierte man die Mundart als einen angeblich restringierten Code – und damit als Hürde für Bildung, Aufstieg und Ansehen. Im Zeichen emanzipatorischer und kompensatorischer Erziehung kommt es so zu einer bis heute nachwirkenden Abwertung und Ablehnung des Dialekts (vor allem bei Eltern, Erziehern und Erziehern sowie Lehrern und Lehrerinnen).

Dabei kann man es gar nicht laut genug klarstellen, dass derjenige, der Dialekt und die Standardsprache (also das sogenannte Hochdeutsche oder Schriftdeutsche) beherrscht, lebenslang eindeutig im Vorteil ist. Dialekt bedeutet gesteigerte Sprachsensibilität und Sprachkompetenz. Die vielen sprachmächtigen Schriftsteller mit mundartlicher Verwurzelung können dies leicht belegen, von Günter Grass, Siegfried Lenz, Martin Walser und Herta Müller bis zu Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt, Thomas Bernhard, Ernst Jandl und Christine Nöstlinger. Im Verbund mit der Standardsprache bedeutet die Beherrschung einer Mundart mehr Möglichkeiten zur Diffe-

renzierung und Bereicherung – und damit eine gute Bildungsgrundlage. Sowohl die Hirn- als auch Spracherwerbsforschung haben überzeugend nachgewiesen, dass die „innere Mehrsprachigkeit“ (verstanden als Wechsel zwischen verschiedenen Spielarten einer überdachenden Sprache) die beste Voraussetzung für die „äußere Mehrsprachigkeit“, d.h., die Fremdsprachenkompetenz, ist. Je mehr Register man ziehen kann, desto größere Wirkung lässt sich erzielen.

Deshalb wäre es dringend geboten, alle Eltern, Erzieher und Erzieherinnen, Lehrer und Lehrerinnen, Kulturvermittler und Kulturvermittlerinnen dahingehend aufzuklären und zu schulen, wie notwendig und wünschenswert Dialekt und Standarddeutsch sind, nämlich das gekonnte ‚Code-switching‘ zwischen beiden Ausprägungen des Deutschen. Denn damit geht Sprachkompetenz in zwei Muttersprachen als Grundlage für weitere Fremdsprachen, Fachsprachen und Jargons einher. Dies würde ein tragfähiges Fundament für die Persönlichkeitsbildung und Werteerziehung schaffen und mithelfen bei der Festigung einer stabilen, weltoffenen Identität und eines zeitgemäßen, zukunftsfähigen Heimat- und Traditionsbewusstseins.

Was kann man tun, um den Dialekt zu pflegen und zu fördern, zu vermitteln und aufzuwerten? Das beginnt mit dem Erhalt des überlieferten Wortschatzes einer Mundart, also dem Sammeln, Erklären und Auflisten. Das Wissen über die Mundart, ihre Geschichte und Kultur ist wichtig, wenn man den Dialekt in seinem Eigenwert als gleichberechtigte Sprachform überzeugend am Leben erhalten will. Ein Beispiel aus meiner eigenen Arbeit sind die Tütentexte für die Bäckerei Erbel in Dachsbach, meinem Herkunftsor im

Aischgrund. Auf jeder Tüte wird ein selten gewordenes, vom Verbllassen und Verschwinden bedrohtes Dialektwort unseres Dorfes abgedruckt, erklärt und mit Beispielsätzen erläutert. Die Tüten sind nummeriert, um zum Aufheben und Sammeln zu ermutigen. Wie uns Rückmeldungen versichern, werden die Texte zuhause am Tisch laut vorgelesen und die gebrauchten Tüten werden gebügelt und in alle Himmelsrichtungen an versprengte Franken verschickt. Sogar im Internet kann man sie unter <https://arnderbel.de/tuetenblick/> finden.

Das zweite Beispiel aus meiner eigenen Praxis ist die Organisation eines Mundartfestivals, nämlich des „Edzerdla-Festivals“ in Burgbernheim, das zweimal, 2016 und 2018, in Burgbernheim im Landkreis Neustadt an der Aisch-Bad Windsheim erfolgreich über die Bühne ging. Es ist ein gesamtfränkisches Festival, mit Teilnehmern aus allen drei fränkischen Bezirken, mit über 40 Einzelauftritten vieler bekannter ebenso wie noch unbekannter fränkischer Dialektkünstler, Profis wie Amateuren, aus den unterschiedlichen Genres Musik, Literatur, Kabarett, Kleinkunst und Theater. Es stellt einen großen logistischen Kraftakt dar, den die kleine Stadt Burgbernheim mit über 100 ehrenamtlichen Helfern da leistet. Bei der Vorbereitung und Durchführung einer solchen in Franken noch nie dagewesenen Veranstaltung lernt man jedoch auch die Schattenseiten fränkischer Mentalität schnell kennen:

Wos machd ihr doo?
A Fesdiwäll?
Fier wos solldn des gud sei?
Wos solldn des bringa?
Ja, wer brauchd denn sowos?
Wer solldn des alles na bezohln?

Wu wolldern des na machn?
Wu? Wu isn des? Des kennd doch ka Sau!
Des is doch vill zu weid wech.
Worum maggsdn des nedd doo bei uns?
Ja, wer solldn doo na kumma?
Wu sollmern doo bargn?
Kammer des derlaafn?
Den Drummm Berch dord nauf?
Des werdmer scho so a Gaudi wern!

Des is doch vill zu groß.
So a Haufn Leid doo.
Des is doch vill zu deier.
Zwaa Dooch.
Des is doch vill zu lang.
Jeder bloß a halba Stund.
Des is doch vill zu korz.
Drei Bühna.
Des is doch vill zu vill.
Des is alles vill zu ieberdriem und ieberhabbds.

Des is doch alles vill zu gfährli.
Doo kann fei a Haufn bassiern.
Wenn doo a Käldn kummd odder a Sturm!
Doo brauchd bloß amoll a Gwidder kumma, na hasders!
Laß doo amoll in Blitz neischloong.
Laß doo amoll so richdi runderschiffn.
So an richdin Wolgnbruch mid Storzreeng,
Schloocheeng, Stargreeng.
Au Wunner, Grifdi Godd na!

Na willi eich sehng,
Wosser na soong dädd.
Na schauder saubleed aus der Wäsch.
Batscherdnäß und zammgsaid wie a dersuffner Ratz.
Doo schwemmds eich na eier ganza Gstellaaschi dervo!
Na habbder in Buggl voller Schuldn
Und die Ohrn voller Schimpfer, Schand und Streid!

Kummdmer na bloß nedd doher und jammmerd.
Wall iech hobbs eich ja glei gsochd.
Mir woort des vo Oofang oo scho gloor.
Des haddmer ja aa kumma sehng,
Obber ihr horchd ja nedd und gedd auf ka Red.
Naja ihr werd scho sehng, wie weid dasser kummd
Mid eierm großmächdin Fesdiwäll doo.
Ihr werd na scho sehng, wu des hiefiehrd
Und wos doo rauskummd derbei.

Gspannd binni!
Obber im Grund gnumma ismers worschd.

Ein weiteres großes Ärgernis ist der Umgang der Presse mit solchen Veranstaltungen: Zeitungen in Franken berichten in erster Linie nur über ihr eigenes Verbreitungsgebiet und ignorieren weitgehend die Kultur in anderen fränkischen Gebieten. Ein Bericht über so ein gesamtfränkisches Mundartfestival wird nur gebracht, wenn eigene Leute aus der eigenen Gegend mit dabei sind – und oft selbst dann nicht! Das ist ein Armutszeugnis für Franken, nein: eine regelrechte Schande. Warum berichten Zeitungen in Würzburg oder Bayreuth, in Hof, Coburg oder Bamberg nicht über so ein Kulturreignis, das Franken als Ganzes nach vorne bringen will? So ein lächerliches Kirchturmdenken behindert Franken bis zum heutigen Tage. Warum bringen die großen Lokal- bzw. Heimatzeitungen in Würzburg, Nürnberg, Bamberg, Bayreuth, Kulmbach, Coburg und Hof nicht eine gemeinsame Kulturbeilage mit Berichten und Informationen heraus, sagen wir einmal im Monat? Geteilte Arbeit, gemeinsamer Gewinn. Man klagt über sinkende Leser- und Umsatzzahlen, aber auf das Naheliegende einer umfassenden Kooperation kommt man nicht. O Heimatland!

Zudem mussten wir bei der Organisation des „Edzerdla-Festivals“ feststellen, dass der Bayerische Rundfunk in München zwar altbairische Dialektveranstaltungen bayernweit immer wieder wochenlang vorher ankündigt und bewirbt (z.B. die kommerziellen „HeimatSound“-Konzerte in Oberbayern), während er eine Veranstaltung wie das in mehrerer Hinsicht einmalige fränkische „MundArt-Festival“ nicht als Kooperationspartner unterstützt, schon gar nicht bayernweit.

Die Berichterstattung über das „Edzerdla-Festival“ wird generös dem Studio Franken in Nürnberg überlassen und damit nur frankenweit gesendet und somit eingeschränkt verbreitet. Dies ist sehr bedauerlich, sehr ärgerlich, im Grunde skandalös, zumal es sich beim „Edzerdla-Festival“ um ein kommunal und ehrenamtlich veranstaltetes, primär nichtkommerzielles Festival mit außergewöhnlicher Vielfalt und Qualität handelt, das verschiedene Regierungsbezirke, künstlerische Genres und Generationen abdeckt. Regionale Strahlkraft und identitätsstiftende Wirkung kann man diesem Festival gewiss nicht absprechen, vor allem, wenn man sieht, wie viele künstlerische Impulse dadurch bereits gesetzt worden sind und weiter relevant bleiben.

Beim „Edzerdla-Festival“ traten nicht nur längst über Mittelfranken hinaus bekannte Dialektkünstler auf wie der Dichter Fitzgerald Kusz, die Liedermacher Wolfgang Buck und Günter Stössel oder die Musikgruppe Gankino Circus. Gerade im Bereich der Musik zeigte das Festival die Bandbreite von Mundartsongs heutzutage. Johann Müller, Wolfgang Mai, Günter Ermann, Udo Lang und Jo Jasper benutzen den Dialekt in Mittelfranken als Grundlage für einfühlsame, nachdenkliche Lieder. Gruppen wie „Weidwingl“ oder

„Der Schdief“ kommen von der Rockmusik her, die „Skinny Winni Band“ vom Blues, die „Gilde des guten Geschmacks“ von folkig-melodischen Popsongs. „Eckhard Studtrucker & Barfers“ waren vor dem Festival ein unbeschriebenes Blatt, Heiner Bomhard und seine beiden Brüder formierten sich extra für diesen Auftritt als „Kapelle Bomhard“ und legten eine furiose, umjubelte Premiere hin. Stefan Kügel und seine zwei Söhne vom „Theater Kuckucksheim“ zeigten die magnetische Anziehungskraft von bekannten Popsongs auf Fränkisch, eingebettet in eine Theaterstückhandlung.

Das Festival zeigte, dass Mundart lebendig, kreativ und populär ist. Oder um im Jargon der Medien zu sprechen: Sie ist niederschwellig und barrierefrei, benutzerfreundlich und massenkompatibel. Hoffentlich ist sie auch multiresistent, nachhaltig und erneuerbar!

Im Bereich der Mundartlyrik ist Mittelfranken seit Langem, d.h., seit Wilhelm Staudacher und Fitzgerald Kusz sehr gut vertreten gewesen. Dies belegen Namen wie Günter Hießleitner, Manfred Kern, Harald Weigand oder Matthias Kröner. Sie alle schreiben Gedichte, die über Heiter-Besinnliches und schmunzelfrohe, nostalgische Anekdoten weit hinausgehen. Wenn Dialekt als Literatursprache eine Zukunft haben soll, braucht er diese Ernsthaftigkeit. Wir benötigen authentische, intelligente, gehaltvolle Texte ohne Verklärung früherer Zeiten und heimischer Eigenheiten, ohne Klischees (z.B. Essen, Trinken, Fußball) und ohne Heimatkitsch, ohne Vereinnahmung und Anbiederung („mir Franken“), und vor allem ohne Abgrenzung, Berührungsangst und Überheblichkeit. Auf was ich sehnlichst warte, sind noch mehr jüngere Mundartautoren und -autorinnen, vor allem Frauen, die im Dialekt schreiben

und unsere Gegenwart damit durchleuchten und aufspießen.

Was wir in Mittelfranken leider nicht haben, das ist ein MDI: ein Mittelfränkisches Dialekt-Institut. Der Bezirk Unterfranken besitzt ja das UDI, das Unterfränkische Dialekt-Institut in Würzburg. Es veröffentlicht wissenschaftlich fundierte Publikationen, führt ein reichhaltiges Archiv mit Mundart-Dokumenten und führt schulische Veranstaltungen und Projekte durch. So eine Einrichtung wie das UDI müsste es in jedem fränkischen Regierungsbezirk geben, miteinander vernetzt und im regen allseitigen Austausch. Es wäre die ideale Verzahnung von Universität, Schule und Gesellschaft; es wäre Forschungszentrum und Mundartarchiv, Dialekt-, Beratungs- und Materialstelle in einem, zudem eine Ressource für Tagungen, Symposien, Seminare und Workshops.

Zum Beispiel für eine Veranstaltung wie die des Fränkischen Thementags des Frankenbundes hier in Büchold. Das was der Verein „Unterfränkisch“ unter Benedikt Feser mit dem Haus des Dialekts auf den Weg gebracht hat, ist ebenfalls eine großartige Initiative, die von allen drei fränkischen Bezirken und jedem wohlmeinenden Stifter oder Mäzen unterstützt werden sollte.

Ziel müsste es sein, ein vitales dialektpflegerisches Netzwerk vom einzelnen Dialektsprecher über Vereine, Schulen, Kommunen, Kreise bis zur Universität und zum Bezirk zu etablieren. Zeitgemäße Dialektpflege braucht die Verzahnung von Gesellschaft, Institutionen, Vereinen, Universität und Schule. Sie muss hineinwirken in die Ausbildung und Fortbildung von Erziehern und Erzieherinnen sowie Lehrern und Lehrerinnen (vor allem in den Grundschulen). Sie müssen begreifen, dass die Beschäftigung mit dem Dialekt

im Unterricht die eigene Identität, Persönlichkeitsbildung und Heimatverankerung stärkt, und dass die Beherrschung einer Mundart einen echten Lernvorsprung gewährleisten kann. So eine Ressource darf man Kindern nicht vorenthalten! Gerade, weil Dialekt auch Integration und Zugehörigkeit bedeuten kann!

Letzten Endes muss es darum gehen, den Dialekt als etwas Individuelles und Unverwechselbares zu erkennen und zu benutzen. Er vermittelt Verbundenheit und Vertrautheit, schafft Wiedererkennung und stellt somit ein echtes Alleinstellungsmerkmal dar, einen unschlagbaren Standortvorteil sozusagen.

Schließen will ich mit einem Gedicht von mir aus meinem Gedichtband „Unschiggg der Himml“ (ars vivendi verlag, 2010). Es heißt „Local Power Lyrics“, und der Titel sagt schon, worum es geht. Es geht um den heutigen Mundartlyriker, sein Selbstverständnis und seine Selbstdarstellung. Im Text hören Sie den Jargon unserer Zeit, Jugendsprachliches, neu-deutschen „Modesprech“, Medienkauderwelsch – eine hybride Mischung als Widerspiegelung unserer tollen Gegenwart, sogar mit Reim.

Local Power Lyrics

Der moderne Dialeggdd-Dichder is dodool
up-to-date
Er hadd Homepage, Netbooks, News-
Links und a Flatrate
Sei Dexde sinn contemporary und geniool
sophisticated
Sexy und smart wie a Broodworschd bei
am Blind Date
Der moderne Dialeggddichder hadd a ul-
drageils Outfit
Bedoond relaxed, Personality pur, a bißla
crazy und Lonely Heart

Obber a cooler Dübb, die Brilln retro, die
Glamoddn easy und megahip
A Kerl mid Franken Country Roots Feel-
ing, basic, clever und High Art

Der moderne Dialeggddichder schrabbd
Crossover Hardcore Lyrics
Toughe Stories im Ethno-Sound, mehr so
Freestyle, mid Fun-Appeal
Audendischer Spirit, Entertainment mid
Trash-Faktor und Special Features
Sadder Drive, bluesicher Groove, mid
Personal Touch und Gänsehaut-Feel

Der moderne Dialeggddichder is ka Main-
stream-Laggaff
Der machd Poetry mid Stammbaum, ver-
stehsd, Purity A-Go-Go
Der hadd Performance Tools, Stage Skills,
als Live-Act an Rough Cut
Der sampled die Words und mixd dir an
saugeiln Slang-Talking-Flow

Null Fake der Kerl, null Blöff, High Fide-
lity vom Feinsdn
Des is nedd so, daß der Dübb mordsmä-
ßich Effects schinderd

Naa, null Hype, Kult pur, voll echd, der
Wortschatz vom Allerreinsdn
Wall, simmer amoll ehrlich: Ohne Dia-
leggdd bisd ja braggdisch behinderd

Helmut Haberkamm (geb. 1961),
aufgewachsen in Dachsbach im
mittelfränkischen Aischgrund, ver-
öffentlichte seit seinem preisgekrön-
ten Debütband „Frankn lichd nedd
am Meer“ (1992) eine Reihe von
fränkischen Gedichtbänden. Auch
seine Theaterstücke im fränkischen
Dialekt feierten große Erfolge. 2016
erschien sein Roman „Das Kaffee-
haus im Aischgrund“ und 2018 das
literarische Sachbuch „Kleine Samm-
lung fränkischer Dörfer“; für 2019
ist der Erzählungsband „Die warme
Stube der Kindheit“ angekündigt.
Der promovierte Gymnasiallehrer
lebt in Spardorf bei Erlangen. Seine
Anschrift lautet: Am Mühlgarten 21,
91080 Spardorf, E-Mail: haberkamm@gmx.de.

Der Urigel und des Wischkästla – alte und neue Dialektbegriffe in Oberfranken

Die Pflege des Dialekts hat in Oberfranken in den letzten Jahren wieder mehr Aufmerksamkeit erfahren. Viele alte Wortbedeutungen verschwinden zwar aus dem Leben, aber es gibt eine große Zahl engagierter örtlicher Mundartsprecher, die Sprache und Sprechweise dokumentieren.

Seit 2015 wird das Oberfränkische Wort des Jahres aus vielen Einsendungen gewählt, wobei die Hofer Redakteurin Sabine Knieling von „extra radio“ die Idee dazu hatte. Die Mitarbeiter der Rundfunkgesellschaft bereiteten den Wettbewerb vor, für den auch der Bezirk Oberfranken gewonnen werden konnte. Für den sprachwissenschaftlichen Hintergrund bat man Dr. Almut König vom Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaften der Friedrich-Alexander-Universität in Erlangen, die für das Fränkische Wörterbuch arbeitet, um Unterstützung. Einmal im Jahr trifft sich dann die Jury in Bayreuth, um aus einer Liste von inzwischen 1.500 Vorschlägen einen auszuwählen. In der Jury wird die Kulturverwaltung des Bezirks Oberfranken durch Barbara Christoph vertreten und der Museumsleiter des Oberfränkischen Bauernhofmuseum, Bertram Popp, wirkt ebenfalls mit.

Seit über 30 Jahren werden in der Sammlung des Museums zu den Stücken nicht nur die kulturhistorischen Fachbegriffe, sondern auch die umgangssprachlichen Bezeichnungen gesammelt und dokumentiert. Der Museumsleiter versteht

sich also nicht als Mundartpoet, sondern als Sammler vor allem der gegenständlichen bäuerlichen und handwerklichen Hinterlassenschaft, der Geräte, der Kleidung und Einrichtung. Darüber hinaus werden aber auch deren Bezeichnungen gesammelt. Viele alte Begriffe sind aus dem einfachen Grund nicht mehr präsent, weil sich Arbeitsprozesse und gesellschaftliche Zusammenhänge geändert haben. Heute wird zwar keine Riffel und keine Hechel mehr verwendet, aber man hat aber immer noch eine Vorstellung vom Rüffel, den man sich abholt oder vom Thema, das man durchgehechelt hat.

Obwohl der ostfränkische Sprachraum über Oberfranken bis in das Erzgebirge hineinreicht, ist dieser Keil allerdings nur noch sehr schmal. Im Landkreis Hof spricht man im Frankenwald bereits mit thüringischem Zungenschlag und im Fichtelgebirge mit nordbayerischer Sprachfärbung, was diese Region besonders interessant macht. Es gibt also nicht nur die kleinen Unterschiede zwischen Gemeinden und Landkreisen, sondern auch die Einflüsse verschiedener deutscher Sprachräume.

Unsere Sprache hat sich schon immer gewandelt. Beleg dafür kann sein, dass heute vieles aus dem Englischen abfärbt, während sich unsere Vorfahren eher sprachliche Versatzstücke aus dem Französischen und dem Lateinischen entliehen. Bestimmte Berufsgruppen, wie die ‚Porzelliner‘ oder die ‚Textiler‘, pflegten ihren Jargon, der sich dann letztlich auf den allgemeinen Sprachgebrauch ausdehnte.

Inzwischen liegt eine große Zahl an regionalen Mundartwörterbüchern vor, deren Grundlage natürlich ‚der Schmeller‘ ist. Dabei handelt es sich um das bayerische Wörterbuch, des in Tirschenreuth aufgewachsenen Johann Andreas Schmeller (1785–1852). Dr. Hermann Braun hat 1963 den Wortschatz des Sechstämer-, Stift- und des Egerlandes veröffentlicht und die sprachlichen Belege in anschaulichen Karten dokumentiert. Viele Sammlungen wirken durch ihr Lokalkolorit, wie beispielsweise die ‚Derrnwaader‘ (Dürrenwaid bei Geroldsgrün) oder die ‚Kannerschreither‘ (Konradsreuth) Mundartwörterbücher aus dem Landkreis Hof. Den ‚Bumml-Henka-Dudn‘ kann man dann

verorten, wenn man den Spitznamen der Weißenstädter Bürger im Landkreis Wunsiedel kennt.

Durch die Wahl des Oberfränkischen Wortes des Jahres wurde eine rege Diskussion ausgelöst, wodurch neue Wörter erfunden bzw. alte wiederentdeckt werden. Die typischen fränkischen Füllwörter werden ‚fei‘ sehr häufig als Vorschlag eingeschickt, ‚gell‘. Das erste prämierte Wort war das ‚Wischkästla‘, das sicher keine ausschließlich oberfränkische Bezeichnung für ein ‚Smartphone‘ sein dürfte. Aber dass der Dialekt für ein Gerät, das in der deutschen Sprache nur mit einer englischen Bezeichnung bekannt ist, einen humorvollen umgangssprachlichen Namen findet, zeigt



Abb. 1: Jury zur Auswahl des Oberfränkischen Wortes des Jahres (v.l.n.r.): Barbara Christoph, Betram Popp, Sabine Knieling u. Dr. Almut König.
Photo: Bertram Popp.



Abb. 2: Bezirkstagspräsident Dr. Günther Denzler verkündet das erste Oberfränkische Wort des Jahres, das „Wischkästla“. Photo: Christian Porsch.

dessen lebendige Gestaltungskraft. Nach diesem Muster werden weiterhin viele Vorschläge eingereicht, wie zum Beispiel die ‚Steckerlas-Haadscher‘ für Spaziergänger mit Stöcken, ‚nordic walker‘. Können wir uns in der Werbung für Mode, Sport und alle anderen denkbaren Lebensbereiche vor englischen Worthülsen nicht mehr retten, so ist es geradezu beglückend, wenn die Stadt Hof auf das Volksfest mit dem Hinweis einlädt: ‚do trifft fei alla‘.

Nicht überall ist der ‚Urigel‘ bekannt. Der Name ist wirklich alt, wird aber im oberdeutschen Sprachraum in verschiedenen Variationen gebraucht. Das ‚Hornigeln‘ und ‚Kronigeln‘ meint dasselbe Gefühl, wenn die Hände vor Kälte schmerzen und beim Aufwärmen stechen. In den letzten beiden Worten wird der Anklang zum lateinischen ‚cornu‘ für Horn deut-

lich. In Mittelalter und früher Neuzeit bezeichnete man den Februar als Hornung, als den Monat, in dem sich die Kälte bricht.

2018 heißt das Wort des Jahres ‚derschwitzen‘, was zugegebenermaßen dieser Sommer nahegelegt hat. Im nördlichen Oberfranken ist es gebräuchlich, und auch die Vorsilbe ist typisch für Oberfranken. Grob gesagt, wird in Unterfranken ‚ver‘-zählt, in Mittelfranken ‚er‘-zählt und in Oberfranken ‚der‘-zählt, seien es nun Märchen, Geschichten oder ... Lügen.

Ein Rundgang im Museum ist von Natur aus anschaulich, besonders in einem Freilichtmuseum. Aber er wird mit der Mundart noch eindrücklicher. Man betritt das Bauernhaus über das ‚Driescheifela‘, den Trittstein an der Haustür. Im Hauseplatz steht der ‚Bhälter‘, der Speiseschrank.

Der heißt in mancher Gegend auch die ‚Olmer‘, vom lateinischen Almarium für den Küchenschrank. An der Küchenwand sind die ‚Sterzhäng‘ und die ‚Dipflahäng‘ befestigt. Auf der Ofenbank steht die ‚Honstandn‘, eine ovale Waschschüssel. Die ‚Standn‘ ist – ähnlich wie das ‚Sticht‘ – ein Behälter. Im Landkreis Hof isst man ‚Glies‘/Klöße, im Landkreis Wunsiedel ‚Kniela‘/Knödel. Der Münchberger Bauer lagert seine Ernte in der ‚Schei‘/Scheune, der Gefreeser im ‚Schtoddl‘/Stadel, der Wunsiedler im ‚Schtoudl‘. Das Viehfutter wurde mit dem ‚Räft‘/von Raufe (korbähnliches Gestell aus dünnen Sprossen) in den Stall gebracht. Bezeichnete man einen Zeitgenossen als altes ‚Räft‘, war das überhaupt nicht schmeichelhaft. Die Haspel, auf der das Garn aufgewickelt wird, heißt in Oberfranken ‚Waafn‘/Weife und damit genauso wie man einen Dampfplauderer nennt. Man unterscheidet aber zwischen ‚Kraut-, Leer, Zill-, Orsch- und Schnapswaafn‘, wobei letztere nicht vom Alkohol, sondern vom Geräusch einer Zählvorrichtung herrührt.

Kinder besaßen ein ‚Hedscherpfeer‘/Schaukelpferd, und wenn sie zu lange in der ‚Hedschn‘, einer Art Hängematte aus Leinwand geschaukelt wurden, waren sie am Ende verhätschelt. Dabei waren die Kinder unserer Vorfahren gewiss nicht sehr verwöhnt. Zum Essen gab es ‚Erbfl‘/Kartoffeln, ‚weißen Kees‘/Quark und an ‚Rampfd Bruud‘/grobes Randstück Brot. Früh mussten sie im Elternhaus mithelfen und ‚an Ärfl‘/Armvoll Holz für den Ofen, ‚a Hambfl‘/Handvoll Körner für die ‚Ziebelä‘/Küken oder ‚a Haadla‘/Haupt Kraut aus dem Keller herbeischaffen.

Einerseits kann der Dialekt sehr derb und klar ausdrücken, was im Hochdeut-

schen vielleicht bereits als beleidigend gelten würde. Andererseits muss man auch nicht alles direkt ansprechen, was aber eher in der Gabe des Redners liegt. Frei nach Kurt Held, dem früheren Landrat im Landkreis Kulmbach, könnte man sagen: ‚Kimmd der Landrood zern Borchermaasder vo aaner glann Gmaa, weid vor der Gebiedsreform. Dess bassd wos need in der Kassa. Soggd der Landrood: Wassd scho wieso iech kumm. Du wersd der dengn, der ka merr na Buggl nunderrudschn. ... Soggd der Borchermaasder: No hald a weng differ hedd ich gedochd‘.

Bertram Popp (geb. 1959 in Münchberg) ist verheiratet und hat drei erwachsene Kinder. 1980 bis 1984 Diplomstudium der Kulturpädagogik (inzwischen: Kulturwissenschaften und Ästhetische Praxis/Inszenierung der Künste und der Medien) in Hildesheim. Seit 1985 Mitarbeit im Oberfränkischen Bauernhofmuseum Kleinlosnitz, seit 1. August 1988 stellv. Kreisheimatpfleger, seit 31. Mai 1989 Kreisheimatpfleger im Landkreis Hof und seit 1990 Leiter des Oberfränkischen Bauernhofmuseums Kleinlosnitz. Seit 2016 Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Fränkische Volksmusik im Bezirk Oberfranken. Zahlreiche Veröffentlichungen zur oberfränkischen Hausforschung, Handwerks- und Ortsgeschichte. Seine Anschrift lautet: Oberfränkisches Bauernhofmuseum Kleinlosnitz, 95239 Zell i. Fichtelgebirge, E-Mail: bertram.popp@kleinlosnitz.de.

Der Dialekt braucht die Dörfer

Am 22. September 2018 veranstaltete der FRANKENBUND den 7. Thementag Fränkische Dialekte im unterfränkischen Büchold. Das Dorf ist Sitz des Vereins zur Bewahrung des unterfränkischen Dialektes e.V., den sich der FRANKENBUND als Kooperationspartner für den Tag ausgewählt hatte. Das Veranstaltungsmotto „Wort trifft Ort“ hat für den Arnsteiner Stadtteil eine ganz besondere Bedeutung und soll das Thema Dialekt daher aus der Sicht von Dorfbewohnern beschreiben.

Dialekt ist etwas sehr Subjektives. Der Einzelne bestimmt, was ihm seine Mundart wert ist. Manch einer nutzt den Dialekt als Alltagssprache, ohne sich dessen bewusst zu sein, und trägt in seinem Umfeld dadurch aktiv dazu bei, dass Ausdrücke und Redensarten weiterleben. Eben von Mund zu Mund, so wie Dialekt seit Generationen ohne schriftliche Überlieferung weitergegeben wird. Dialekt hat sich immer gewandelt. Das ist unstrittig und wird von der Sprachwissenschaft auch klar belegt. Insofern herrscht Konsens. Nun aber kommt das Individuum, jener Einzelne, zum Tragen. Jemand, der entweder in der Stadt oder auf dem Dorf, als Junger oder Alter, als Studierender oder Arbeiter mit der Frage konfrontiert wird, was für einen Dialekt sei, wird ganz unterschiedlich antworten. Es wird wahrscheinlich so viele Antworten geben wie befragte Personen.

Als Vorstand des Unterfränkischen Dialektvereins kann auch der Verfasser dieser Zeilen nur seine ganz persönliche Meinung



Abb. 1: Der Bücholder Peter Fuchs spielt den „Ausschaller“. Bis ins Jahr 2000 wurden in Büchold und anderen fränkischen Gemeinden die Ortsnachrichten durch den „Gemeediener“ per Handschelle ausgerufen. Fuchs hat den 7. Thementag am 22. September 2018 im Bücholder Sportheim eingeläutet.

Photo: Elisabeth Eichinger-Fuchs.

wiedergeben und eine Welt beschreiben, wie er sie durch seine Augen wahrnimmt. Eine alte, um 1910 geborene Bücholder Bäuerin, die nachweislich nie den Ort verlassen hat, nutzte noch das Wort „saller“ für „jenen, welchen“ oder sprach ihr Gegenüber in der dritten Person Plural an: „Höt Ihr dos a scho ghört?“. Schon der 1920 geborene Bücholder, der im 2. Weltkrieg Soldat gewesen war und später Arbeiter in



Abb. 2: Vereinsvorsitzender Benedikt Feser vor der Barocktür des alten Gasthauses mit Grundmauern aus dem Jahr 1495. Zahlreiche Thementagsbesucher nutzten die Gelegenheit, um sich über das Konzept des geplanten „Haus des Dialektes“ zu informieren. Photo: Dr. Rolf Janiak.

einer Schweinfurter Fabrik, nutze diese alten Redensformen so nicht mehr. Diesen natürlichen Wandel im Dialekt habe ich selbst in Filminterviews dokumentiert.

Auch der Wandel in der vornehmlich landwirtschaftlich geprägten Arbeitswelt fand in der Sprache seinen Niederschlag. Heute kennt kaum einer mehr „*Lünnle, Scharläuse und Lädder*“, die die Bauteile des hölzernen Leiterwagens sind. Der „*Gummimwocha*“ mit den luftbereiften Pneus hat das eisenbereifte Holzrad spätestens ab den 1950er Jahren verdrängt. Die oben benannten Mundartbegriffe dienen eigentlich nurmehr älteren Landwirten, um die Arbeitswelt von einst zu beschreiben, und sie werden wahrscheinlich, bis auf die Erwähnung in einigen Publikationen, auch mit diesen Menschen verschwinden.

Dabei handelt es sich um eine natürliche Auslese. Allerdings bin ich aber nicht damit einverstanden, über diesen, so eben beschriebenen generationsbedingten Sprachwandel den generellen verstädterungs- und globalisierungsbedingten Niedergang der Dorfdialekte zu negieren. Das

heißt nun nicht, dass ich eine Lösung für das Problem hätte; nur möchten einige meiner Mitstreiter und ich darauf aufmerksam machen, wie sich die Situation in vielen fränkischen Dörfern darstellt: Die über 40-Jährigen unterhalten sich über den Gartenzaun in ihrem Ortsdialekt. Die Jüngeren sprechen Hochdeutsch mit fränkischem Zungenschlag. Das trifft, ganz ohne Wertung und aus eigener Erfahrung, für viele Dörfer unter tausend Einwohnern zu, vom Grabfeld bis zum Steigerwald, vom Spessart bis in die Haßberge.

Die Dörfer haben keine Lobby

Seit der Gebietsreform haben die eingemeindeten Dörfer immer mehr an Selbständigkeit eingebüßt. Keine Entscheidung wird getroffen und keine Anschaffung wird getätigt, ohne die Zustimmung durch die übergeordnete Stadt- oder Gemeindeverwaltung eingeholt zu haben. Was hat das mit dem Dialekt zu tun? Ich meine: Alles. Für mich ist der Dialekt der Kristallisierungspunkt, in dem sich der Zustand länd-

lich geprägter Dorfgemeinschaften wider- spiegelt. Das völlige Verschwinden von Infrastruktur aus den Dörfern beschleunigt den baulichen Verfall und befeuert den Wegzug junger, tatkräftiger Leute. Aufge- gebene Dorfwirtschaften, geschlossene Le- bensmittelgeschäfte, eine ungenügende Verkehrsanbindung und das Abziehen von Arbeitsplätzen – unter anderem durch eine zu hinterfragende Landwirtschaftspolitik – sind der deutliche Beleg dafür, dass sich gewachsene Dorfstrukturen auflösen. Die verschwindenden Ortsdialekte sind nur das hörbare Ergebnis einer, meiner Mei- nung nach, kurzsichtigen, rein auf Wachstum ausgelegten Politik. Die Auswirkun- gen dieser Politik trifft die Dörfer viel här- ter als Städte oder Mittelzentren.

Dem Würzburger sei natürlich weiter- hin sein „Schöpple auf der alte Meebrücke“ von Herzen gegönnt, und auch das „Zisch- bummbeng“ in der Dialekt-Comic-Sprech- blase mag sicherlich seine Anhängerschaft verdienten. Nur sollten wir darüber bitte nicht die Dörfer mit ihren lebendigen, noch existierenden Urdialekten vergessen, und dies bloß, weil die unzähligen, kleinen, fränkischen Ortschaften nicht als potente und vernehmbare Macht geschlossen auftreten können. Außerdem ist – ganz nebenbei – der einzelne Dorfdialekt aus kauf- männischer Sicht, wie es heute so schön heißt, auch nicht skalierbar.

Chance für die Dörfer

Die Zeit wird zeigen, ob die Dörfer nach dem Ausbluten während der letzten 50 Jahre einen Wendepunkt erleben werden. Gerade in Zeiten von knappem und kaum bezahlbarem Wohnraum in den Städten und der beruflichen Flexibilität durch die Digitalisierung stehen die Aussichten viel- leicht gar nicht mal schlecht. Schön wäre es

dann, wenn bis zum dem Zeitpunkt noch etwas von den verschiedenen, regionalen Eigenheiten in Sprache und Lebensart üb- riggeblieben wäre. Erhalten bleiben sollte Vieles, wie die wohlklingenden Flurnamen der umgebenden Natur, die oft einfache, saisonale, „baurische“ Küche, die Mundart in der Musik und Bewahrenswert-Alther- gebrachtes in den neuen Spielen der Ju- gend. Für all das macht sich unser Verein stark und wirbt für Toleranz gegenüber dem Schwächeren, den Dörfern. Er ermun- tert alle kleinen, fränkischen Orte, gerade dadurch zu bestehen, indem sie sich neu erfinden!

Wir als Dialektverein bedanken uns herz- lich bei den Verantwortlichen des FRAN- KENBUNDES, bei den Organisatoren und den Referenten des 7. Thementages. Veranstaltungen wie diese zeigen, wie sehr uns alle Dialekt und Regionalität umtrei- ben. Nur über diesen konstruktiven Aus- tausch, die wichtige Arbeit der Sprachwiss- senschaft, die ehrenamtliche Tätigkeit der Laien und die verschiedenen, gerne auch kontroversen Debatten sorgen wir dafür, dass das Bewahrenswerte im Überlieferten nicht allzu leichtfertig weggeworfen wird.

Benedikt Feser (geb. 1967) ist gelern- ter Farblithograph, heute Medienfach- mann und zugleich 1. Vorsitzender des Vereins zur Bewahrung des Unterfränkischen Dialektes e.V. Nach Lebensstationen in Marktbreit, Würz- burg, Lohr und einigen Berufsjahren in München ist er nach Büchold heim- gekehrt und hat mit seiner Frau und seinem Sohn das elterliche Anwesen als Lebensmittelpunkt ausgebaut. Seine Anschrift lautet: Brackenstraße 12, 97450 Arnstein-Büchold, E-Mail: info@unterfräenkisch.de.

Schloss Büchold – Ein Juwel im Herzen Unterfrankens¹

Die über 800 Jahre alte Geschichte der Bücholder Schlossanlage lässt sich grob in drei Abschnitte einteilen: Die erste Phase als mittelalterliche Ritterburg nahm ihren Anfang um das Jahr 1200 mit Errichtung eines festen Platzes auf dem Schlossberg und erstreckte sich bis in das 16. Jahrhundert. Im Laufe des 16. Jahrhunderts entstand inmitten der Burgenlage ein mächtiges dreiflügeliges Renaissance-schloss und bald darauf in Anlehnung an das Schloss ein prachtvoller Barockgarten. Mit Abriss des Renaissanceschlosses und Umwidmung des Barockgartens in eine landwirtschaftliche Nutzfläche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts endete dieser zweite Abschnitt. Damit begann die dritte Phase der Geschichte als nunmehr landwirtschaftliches Anwesen, welche um das Jahr 2000 an ihr Ende gelangte. Im Jahre 2007 wurde das leerstehende Anwesen an die jetzigen Besitzer verkauft, die das noch vorhandene historisch Wertvolle aufwendig restaurierten und es so der Nachwelt erhielten.

Eine Schlossanlage im Dornrösenschlaf

Als meine Frau und ich im Jahre 2006 die alte Bücholder Schlossanlage erstmalig näher in Augenschein nahmen, bot das auf einer Anhöhe am ostwärtigen Ortsrand gelegene und seit Jahren leerstehende Anwesen das traurige Bild zunehmender Verwahrlosung und fortschreitenden Verfalls.

Die Ringmauer war mit Teilen in den Graben abgerutscht, der Gewölbekeller aus dem 14. Jahrhundert wie auch andere Bereiche waren akut vom Einsturz bedroht und der Innen- und Außenbereich waren vollständig verwildert. Weite Teile der Anlage konnten aufgrund undurchdringlichen Bewuchses oder wegen Einsturzgefahr nicht betreten werden. Vor uns lag eine verwunschene, in tiefen Schlummer gefallene Anlage, welche die Betrachter aber unwillkürlich den Zauber des Dornröschenmärchens verspüren ließ und in ihren Bann zog.

Auf dieser Grundlage begannen nach dem Kauf im Jahr 2007 dann im Frühjahr 2008 vorrangig die Sicherungsmaßnahmen mit dem Ziel, alle erhaltenswerten Teile vor weiterem Verfall zu bewahren, sodann die nicht erhaltenswerten Gebäude abzureißen, gleichzeitig mit den Neubaumaßnahmen zu beginnen und schließlich auch die landschaftsgärtnerische Gestaltung anzugehen. Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege stand uns bei allen Maßnahmen tatkräftig zur Seite, gewährte umfängliche Unterstützung und erwies sich in jeder Hinsicht als außerordentlich hilfreich. Bis Mitte des Jahres 2011 konnten dann alle Restaurierungsmaßnahmen wie geplant erfolgreich abgeschlossen werden.

Die Zeit der Ritter

Ein Gerichtsurteil aus Würzburg aus dem Jahre 1299 beschert uns den ersten urkundlichen Nachweis über die Existenz einer Burg in Büchold. Es wird vermutet,



Abb. 1: Im Dornrösenschlaf: Schlossanlage beim Verkauf 2007.

Photo: Gerhard Launer WFL-GmbH Rottendorf.

dass um das Jahr 1200 der damals in Büchold ansässige Ortsadel, die Herren von Büchold, auf dem Schlossberg eine erste Wehrburg errichteten, die bald darauf in den Besitz der Grafen von Rieneck überging. Die in der Ortschaft Büchold ansässige Kommende des Ritterordens der Johanniter erwarb schließlich in zwei Schritten 1311 und 1316 die Burg. Damit hatte der Orden seine Bücholder Besitzungen, die Herrschaft Büchold, erfolgreich arondiert.

Es waren finanzielle Probleme in Folge der Kreuzzüge, welche die Johanniter schließlich zwangen, die komplette Herrschaft Büchold mit der Burg zu veräußern. Im Jahre 1364 kaufte das im Frankenland aufstrebende Adelsgeschlecht der Reichs-

freiherren von Thüngen, der Ritter Diez III. von Thüngen, für 10.650 Pfund Heller den Bücholder Besitz und legte damit den Grundstein für eine Herrschaft der Thüngens, die über 232 Jahre andauern sollte. Zur wirtschaftlichen Belebung führten die Thüngens in großem Stil die Schafweidewirtschaft ein. Um Büchold herum entstanden die drei Schafzuchtbetriebe Sachserhof im Norden, Neuhof im Süden und Steinbachhof im Westen. Die Schafzucht sollte von da an bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts ein bedeutender Wirtschaftsfaktor in Büchold bleiben.

Der gerade im Frankenland so verheerend tobende Bauernkrieg des Jahres 1525 verschonte erstaunlicherweise Büchold. Die wehrhafte Burganlage wurde in die-

sen dramatischen Tagen für manchen Bedrohten zum rettenden Zufluchtsort.

Unter Adam II. von Thüngen und Hans-Jörg von Thüngen wandte sich das Haus Thüngen bald dem evangelischen Glauben zu, und so geschah es, dass ab 1541 die Herrschaft Büchold und ihre Einwohner dem protestantischen Glauben folgten.

Cuius regio, eius religio

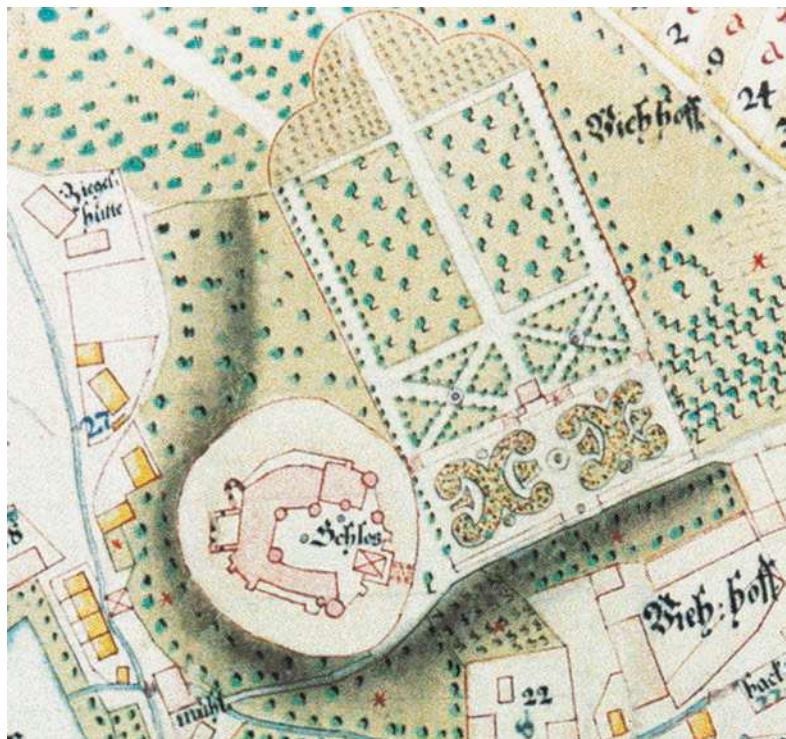
Es war vermutlich jener Hans-Jörg von Thüngen und nach seinem Tode seine Söhne, die dem Stil der Zeit folgend Zug um Zug den Umbau der romanischen Wehrburg zu einem prächtigen dreiflügeligen

Renaanceschloss in Angriff nahmen. So entstand, hineinkomponiert in den Innenbereich, ein mächtiges Gebäude mit vier Treppentürmen und einem zusätzlichen Turm an der Südwestecke. Der Ostflügel des Schlosses wurde an den Bergfried angelehnt. Es entstand so ein im Frankenland bedeutendes und herausragendes, außerordentlich eindrucksvolles Bauwerk, welches aber nur 200 Jahre Bestand haben sollte. Nach dem Tod von Theobald Julius von Thüngen, eines engagierten und streitbaren Protestant, der ein weitgereister und außerordentlich gebildeter Mann war und der auf dem Schloss eine weit über das Frankenland hinaus berühmte Bibliothek eingerichtet hatte, sahen sich seine



Abb. 2: Die Pracht der Renaissance: Schloss Büchold im Jahre 1621.

Abb. 3: Geschaffen durch die Familie von Dalberg: Der prächtige Barockgarten östlich des Schlosses.



Söhne aus finanziellen Gründen gezwungen, die komplette Herrschaft Büchold 1596 zu verkaufen.

Besitzerwechsel und Gegenreformation

Dietrich Echter von Mespelbrunn, ein Bruder des Würzburger Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn, erwarb im Jahre 1596 für 125.000 Gulden Schloss und Herrschaft Büchold von den Brüdern Hans Bernhard und Georg Friedrich von Thüngen. Nach 232 Jahren waren damit die Thüngen'sche Herrschaft über Büchold und folglich auch der evangelische Glaube, den das Haus Thüngen hier stets so sorgsam umhegt hatte, an sein Ende gelangt. Neben der wirtschaftlichen Attraktivität mag es auch ganz wesentlich die

Glaubensfrage gewesen sein, welche die katholische Familie der Echter dazu bewog, die protestantische Enklave inmitten des katholischen Umlandes in ihre Hand zu bekommen.

Es war auch die Zeit der Gegenreformation, dessen treibende Kraft im mainfränkischen Land Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn war. Als steinernes Zeugnis dieses Zeitabschnittes entstand ostwärts des Schlosses die zweitürmige Nikolauskirche, welche 1622 von Philipp Christoph Echter von Mespelbrunn feierlich ihrer Bestimmung übergeben wurde. Auch von Hexenprozessen, Folter und Tod blieb Büchold nicht verschont. So wurde im Januar 1600 eine Schäferin aus Sachserhof, Elisabeth Rüger, festgenommen und der Hexerei beschuldigt. Um das für

ein Todesurteil und öffentliches Verbrennen erforderliche Geständnis der ‚Hexe‘ zu erzwingen, hatte man Elisabeth Rüger in der Nacht des 12. Januar 1600 den Folterknechten im Keller des Schlosses übergeben, wo sich in dieser Nacht unter der Folter ihr Schicksal erfüllte. Am 15. Januar 1600 wurde der Würzburger Fürstbischof aus Büchold über diese Angelegenheit schriftlich abschließend mit dem Tenor informiert: tot und verbrannt.

Im Dreißigjährigen Krieg

Auch der 30-jährige Krieg sollte Schloss und Herrschaft Büchold nicht verschonen. 1631 nahmen die Truppen des Schwedenkönigs Gustav II. Adolf Arnstein in Besitz und plünderten dies zehn Tage lang aus.



Abb. 4: Nachtquartier im Bücholder Schloss: König Joseph, der spätere römisch-deutsche Kaiser Joseph I. nächtigte 1702 mit seiner Gemahlin Amalie und großem Gefolge in Büchold.

Auch Büchold wurde überfallen und ausgeraubt. Das unverteidigte Schloss erlitt ein ebensolches Schicksal. Sechzehn Kanonen, welche die Schweden im Schloss vorhanden, wurden gestohlen und von ihnen fortgeschafft. 1634 räumten die Schweden nach ihrer Niederlage bei Nördlingen Unterfranken. Die kaiserlichen Truppen stießen nach und legten zwei kroatische Reiterregimenter nach Büchold ins Quartier. Die Kroaten plünderten dort all das, was noch übrig war, und verfütterten zudem sämtliches Getreide und Saatgut aus den Scheunen der Bauern an ihre Pferde. So lag Büchold bald verwüstet darnieder, die Anwesen waren verlassen, Schäfereien, Mühlen und Schankstatt aufgegeben und die Felder unbestellt. Wieviele Bewohner am Ende des Krieges noch in dem, was 1618 noch ein blühendes Gemeinwesen gewesen war, ausharrten, wissen wir nicht. Das Schloss hatte aber, wenn auch mehrfach ausgeplündert und beschädigt, den Krieg halbwegs überstanden und war nicht vollständig der Zerstörung anheim gefallen wie so viele andere Schlösser, Burgen und Adelssitze in diesem verheerenden Krieg.

Das Kleinod der Kämmerer von Worms

Durch Einheirat gelangte bald nach Ende des 30-jährigen Krieges die Familie der Kämmerer von Worms, genannt von Dalberg, in den Besitz von Büchold. Dies stellte einen Glücksfall für Schloss und Herrschaft Büchold dar, denn jene im Reich bedeutende und einflussreiche Familie verfügte über die notwendigen finanziellen Mittel, die Herrschaft rasch und vollständig zu sanieren. In diesem Rahmen wurde das Schloss nicht nur im Innenbereich mit Möbeln, Bildern, Tapeten, Silber und Geschirr aufwendig ausgestattet, sondern



Abb. 5: Im Jahre 2011: Die Bücholder Schlossanlage nach der Restaurierung.

auch von außen vollständig renoviert. So war bald eine standesgemäße Residenz entstanden, die um 1685 durch die Anlage eines prächtigen Barockgartens nochmals deutlich aufgewertet wurde. Damit war es der Familie von Dalberg gelungen, die Herrschaft Büchold mit seiner Schlossanlage zu einem bedeutenden gesellschaftlichen Mittelpunkt in Franken zu machen. Dies war wohl auch Grund dafür, dass König Joseph, der spätere römisch-deutsche Kaiser Joseph I., im Jahre 1702 auf der Reise von Landau nach Wien Schloss Büchold für sich und seine Gemahlin als Quartier auserwählte.

1719 verstarb der Schlossherr Johann Friedrich Eckenberg von Dalberg, ohne jedoch erbberechtigte Nachkommen zu hinterlassen. Einer damaligen Rechtsauffassung folgend, zog nun das Würzburger Domkapitel die Herrschaft Büchold an

sich. Damit geboten jetzt die Würzburger Fürstbischofe über das Wohl und Wehe der Herrschaft Büchold und die Zukunft seiner so prächtigen Schlossanlage, welche aber bald dem Niedergang geweiht waren.

Das Hochstift Würzburg und der Niedergang von Schloss und Herrschaft Büchold

Die Würzburger Fürstbischofe gaben bald in den Folgejahren die wirtschaftlich attraktive Herrschaft zur Nutzung an Familienangehörige weiter, welche nicht darauf bedacht waren, hier nachhaltig zu wirtschaften, sondern vorrangig finanziellen Gewinn aus der Herrschaft herauspressen wollten. Dies sollte Zug um Zug den Niedergang der Herrschaft und den allmählichen Verfall des Schlosses einleiten, welches 1753 endgültig leergeräumt wurde.

Im Jahre 1768 endete die Eigenständigkeit der Herrschaft Büchold. Ihre Bestandteile wurden nach und nach veräußert und das Schloss zur Gewinnung von Baumaterial leider vollständig abgerissen. 1816 kaufte der Bücholder Bürger Johann Mennig die Schlossruine, von welcher zu diesem Zeitpunkt nur noch die Außenmauern, die Türme und der Gewölbekeller unter dem ehemaligen Westflügel der Anlage vorhanden waren. Bereits im Jahre 1787 hatte der Vater von Johann Mennig, Lorenz Mennig, den Barockgarten aufgekauft und diesen wieder landwirtschaftlicher Nutzung zugeführt. Für die nächsten fast 200 Jahre sollte von nun an die Schlossanlage einen bäuerlichen Kleinbetrieb beherbergen, der nach dem Ableben der letzten Bewohner durch die Erbin im Jahre 2007 an die jetzigen Bewohner verkauft wurde. Für alle Interessierten steht heute die restaurierte Anlage bei Veranstaltungen oder nach Vereinbarung zur Besichtigung bereit.

Henning Glawatz (geb. 1949 in Hellendorf, Niedersachsen) machte nach dem Schulbesuch am Humboldt-Gymnasium in Bad Pyrmont sein Abitur. Mit 19 Jahren Eintritt in die Bundeswehr als Offizieranwärter, anschließend Laufbahn als Heeresoffizier, seit 2010 im Ruhestand. Im Jahre 2007 erwarb er mit seiner Ehefrau die Bücholder Schlossanlage, restaurierte diese und lebt seit 2009 dort. Seine Anschrift lautet: Schlossberg 5, 97450 Büchold, E-Mail: henning.glawatz@googlemail.com.

Anmerkung:

- 1 Bei dem nachstehenden Artikel handelt es sich um einen Auszug aus dem Buch „Schloss Büchold im Spiegel der Zeit – Geschichte eines unterfränkischen Adelssitzes“ von Henning Glawatz. Erschienen 2012 im Rotabene Medienhaus, Rothenburg o.d.T., ISBN 978-3-927374-98-0.

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – Elmar Hahn Verlag – Harrassowitz Verlag – Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturstiftung Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.



**Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de**

Wilfried Engelbrecht: **Die Bayreuther Stadtkirche. „Unser libs goczhawss sant Marie magdalene“. Geschichte des ältesten Bauwerks der Stadt.** Bayreuth [Bayreuther Zeitlupe Verlag] 2017, geb., 288 S., zahlreiche Farb- und s/w-Abb., 24,90 Euro.

Als 2014 die kurz zuvor noch einsturzgefährdete Bayreuther Stadtkirche nach knapp 9-jähriger Renovierung wieder eröffnet wurde, kam sogleich ein Buch heraus, das bildreich und mehrschichtig in die Geschichte des wichtigsten sakralen Bauwerks des Landkreises Bayreuth einführte. Die damaligen Autoren konnten sich 2014 auch auf Wilfried Engelbrechts grundsätzlichen Beitrag zur Baugeschichte stützen, den er 1991 in einem Band des „Archivs von Oberfranken“ publiziert hatte. Mit seinem neuen Buch hat er – auf den Text von 1991 aufbauend, aber ihn mit vielen Themen erweiternd – eine wesentlich weitergefasste Monographie zur Geschichte des Bayreuther „goczhawss sant Marie magdalene“ vorgelegt, die nichts weniger als ein ‚opus summum‘ zur Bayreuther Stadtkirche ist.

Engelbrecht, der sozusagen jeden Nagel, der in der Kirche verbaut wurde, mit Vornamen kennt, hat zugleich eine mikroskopische wie allgemein gültige Geschichte zum Kirchenbau (dem speziellen und dem allgemeinen) in Franken geschrieben. Seine wahrlich intime Quellenkenntnis – repräsentiert durch die seit 1435 nachweisbaren und kurz darauf einsetzenden Gotteshausrechnungen –, seine interpretatorische Scharfsinnigkeit und seine souveräne Übersicht über die Bayreuther Stadtgeschichte, gepaart mit einem gesunden Misstrauen gegenüber vorschnellen Thesen, bleiben allerdings nicht (was möglich gewesen wäre) bei der bloßen Baugeschichte stehen.

In der Biographie dieser Kirche, die 1194 erstmals in den Quellen erschien, vereinigen sich Landes-, Stadt-, Architektur-, Bau-technik-, Kunst-, Kirchen- und Religionsgeschichte zu einer Mixtur, die mit „liebevoll ausgesponnenen Legenden, wirklichkeitsfernen Vorstellungen vom mittelalterlichen Baubetrieb und gravierenden Fehlinterpretationen der Originalquellen“ gründlich, übrigens auch kurzweilig, aufräumt (S. 40). So hatte er schon 1991 die Datierung des Chors und seiner Skulpturen, die nicht in die Parlerzeit des 14., sondern in die nach-hussitische Zeit des 15. Jahrhunderts gehören, überzeugend korrigiert. Von ähnlichem Kaliber war die einstige Frühdatierung des Mittelschiffgewölbes auf 1579; tatsächlich gehört das Langhaus in die Zeit nach dem Bayreuther Stadtbrand von 1621. Von den mittelalterlichen Altären hat sich bis auf ein aus Regensburg stammendes Fragment von ca. 1500 und dem heutigen Lindenhardter Altar nichts erhalten, dennoch hat Engelbrecht sein Werk auch sonst reichlich illustriert. Wo es um so profane, aber grundlegende Details wie Baumaterialien, Arbeitsabläufe und religiöse Riten geht, hat er das nicht vorhandene Bayreuther Bildmaterial mit Vergleichsbeispielen aus der Kunstgeschichte ersetzt, somit ein Buch erstellt, das man schon aus optischen Gründen gern durchblättert. Die Ergebnisse der jüngsten archäologischen Forschungen, zumal der Friedhofsfunde im Außenbereich des Gebäudes, werden ebenso gebracht wie all jene Plätze, an denen man dem Bau, aber auch den Materialien (wie Kerzenwachs) zuarbeitete. So geraten die Mühlen, die Bäder (Stichwort: „Salbader“) und die Steinbrüche ins Bild, aus denen man den Stein für die verschiedenen, hier in wünschenswerter Genauigkeit dargestellten Bauphasen gewonnen hat.

Im zeitlichen Schnitt erläutert Engel-

brecht aus allen verfügbaren Quellen heraus die Bau-, Religions- und Liturgiegeschichte der Kirche, im technischen ‚stream‘ die Details des Kirchenbaus an sich. Besonders spannend, weil anderswo kaum nachzulesen, sind Engelbrechts Darstellungen des einstigen Beinhouses, der mittelalterlichen Bauskulptur (wo sie nicht während der Reformation, bei den beiden Stadtbränden oder noch im neugotisch infizierten 19. Jahrhundert brutal beseitigt wurde), der sparsamen Renaissance-Elemente und der Steinmetzzeichen. Zuletzt geraten die Renovierungen der letzten beiden Jahrhunderte und die Orgeln, ganz zuletzt das Totengedenken in den Blick, wobei Engelbrecht auch hier sein graphisch ausgesprochen schön strukturiertes Bildmaterial ideal in das Thema integriert.

Dem Historiker sind genaue stilistische Unterscheidungen, die Rekonstruktion der komplexen Baugeschichte der beiden Türme (und das Leben auf ihnen) sowie die Überlegung, wie viel Material für Leuchtmittel aufgewendet wurde, im besten Sinne gleich gültig, weil er weiß, dass sich kein Bauwerk von selbst erbaut und bewirtschaftet, sondern von Menschen errichtet und gestaltet wird, die „*tholhopff*“, „*Ullein Mülner*“ oder „*Hansen Vogel*“ geschrieben werden. Muss man das alles wissen? Im Blick auf die derart aufbereitete Geschichte einer Kirche, die im Vergleich zu den berühmten Gotteshäusern dieser Welt nicht herausragt, darf man sagen, dass Engelbrecht eine Blaupause für jede weitere, das kleinste Detail und zugleich die nötige Übersicht enthaltende Kirchenmonographie vorgelegt hat. Erst durch die ganzheitliche Interpretation des ‚an sich‘ nicht besonders herausstechenden Bauwerks wird klar, welche Bedeutung es für die Bayreuther, die Oberfranken, die Fran-

ken und vielleicht auch für die nichtfränkischen Historiker hatte und hat. Damit aber hat Engelbrecht mit seinem auf vielen Forschungsjahren basierenden Opus **die** haltbare Geschichte der Bayreuther Stadtkirche vorgelegt, die an Genauigkeit, Problembewusstsein, illustrativer Gestaltung und nicht zuletzt an streng erkenntnisorientierter Verbundenheit nicht übertroffen werden wird.

Frank Piontek

Albert M. Debrunner: **Zuhause im 20. Jahrhundert. Hermann Kesten. Biographie.** Wädenswil [Nimbus Verlag] 2017, ISBN 978-3-03850-032-2, 448 S., geb., 50 Abb., 36,00 Euro.

Einen langen Atem brauchte der Biograph Hermann Kestens, um sich durch das umfangreiche Nachlassmaterial, das im Archiv der Münchner Monacensia aufbewahrt wird, zu arbeiten, tausende Briefe zu sichten und auszuwerten, Kestens umfangreiche Primärliteratur auszuwerten und biographisch einzuordnen sowie die Literatur über Kesten in dessen Leben und Werk zu verweben. Fünfundzwanzig Jahre hat Debrunner an diesem Projekt gearbeitet. Ein großer Wurf ist ihm mit dieser Biographie gelungen. Sie ist gut lesbar, verständlich, detailreich und streckenweise sogar spannend. Etliche, bis dato unbekannte Begebenheiten konnte er einflechten. Sein Opus ist eine Bereicherung für die Litaturgeschichte, denn erstmals erhält man einen zusammenhängenden Einblick in Kestens unstetes Wander-, Literaten- und Privatleben. Sehr selten verirrt sich Debrunner in einige Petitesen, die er bedächtig ausmalt, während er Kestens Romanerstling „Joseph sucht die Freiheit“ nur mit einem einzigen Satz erwähnt. Die Biogra-

phie ist chronologisch aufgebaut und beginnt mit der Schilderung des jüdischen Lebens in einem kleinen Ort in Galizien, Podwoloczyska, damals zur österreichischen k.u.k. Monarchie, heute zur Ukraine gehörig. Dort wurde Hermann Kesten im Jahr 1900 geboren. Als er vier Jahre alt war, zog die Familie nach Nürnberg, in die Stadt, in der Kesten seine eigentlichen Wurzeln hat, und die er nach seiner Rückkehr aus dem amerikanischen Exil besuchte. „*Als ich 1949 wiederkam, da standen nur Ruinen [...] Meine Nürnberger hatten Synagogen verbrannt und Menschen vergast, und sie hatten es vergeben und vergessen.*“ Die Stadt nahm er als die Heimat Albrecht Dürers und als die Stadt der Reichsparteitage schmerzlich wahr. Über Deutschland, das ihn indirekt 1933 ins Exil zwang, schrieb er: „*Und doch liebe ich Deutschland [...]*“

Mit seinen Schwestern Karoline und Gina wuchs er in Nürnberg in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg in einer bildungsbetonten, bürgerlichen Familie auf. Mit elf Jahren wechselte er von der Bismarck-Volksschule in das heutige Melanchthon-Gymnasium. In diese Zeit fielen seine ersten Dramenversuche; ein Genre, von dem er glaubte, es sei wie geschaffen für ihn. Später sollte er nur Misserfolge mit seinen Theaterstücken haben und wandte sich schließlich fast widerwillig dem Romanschreiben zu. Sein Abituraufsatz „Wie kann der Dichter seinem Volke in Zeiten der Drangsal und Erniedrigung nützen?“ wurde mit „sehr gut“ benotet, auch wenn der Lehrer seinen ironisch-spöttischen Stil kritisierte. Immerhin bezeichnete er Hermann Kesten als „*Heine redivivus*“, als auferstandenen oder zweiten Heine. 1918 starb der Vater, der schon zu Beginn des Krieges zum Dienst an der Front eingezogen wor-

den war, an den Folgen einer Kriegsverletzung in einem Lazarett in Lublin.

Nach dem Abitur begann Kesten sein Jura-Studium in Erlangen, wechselte dann nach Frankfurt am Main und belegte dort auch die Fächer Geschichte, Germanistik und Philosophie. 1923 brach er sein Studium wegen der schwierigen finanziellen Lage der Familie ab, half im Trödelladen seiner Mutter und brach schließlich zu Reisen in zahlreiche europäische Länder auf. Nach seiner Rückkehr wusste er, was er wollte: Schreiben. 1927 schrieb er in wenigen Wochen in einem Nürnberger Gartenlokal am Dutzendteich seinen Romanerstling „*Joseph sucht die Freiheit*“, der stark autobiographisch gefärbt ist. Schon der Titel verrät, dass der Autor auch im realen Leben der Freiheit absolute Priorität einräumte. Das Buch wurde mit einer Kleist-Ehrung bedacht.

1927 ging Kesten nach Berlin, wurde Autor beim renommierten Kiepenheuer-Verlag und schon ein Jahr später Cheflektor. Bereits in diesen Jahren zeigt sich seine altruistische Ader. Er verhalf so manchem, damals unbekannten Autor zum Erfolg, indem er die Publikation von dessen Büchern befürwortete. Das berühmteste Beispiel seiner Förderung war Joseph Roth, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verband. 1928 hatte er die Nürnberger Jüdin Toni Warowitz geheiratet, „*aus Liebe, also ohne Geld*“, wie er seinem ehemaligen Schulfreund und späteren Anwalt Beisler in einem Brief verriet. Weitere erfolgreiche Romane erschienen, mit denen er sich als Vertreter der neuen Sachlichkeit zeigte, wie „*Glückliche Menschen*“ und „*Der Scharlatan*“. In jenen Berliner Jahren lernte der junge Autor Heinrich, Thomas und Klaus Mann, Joseph Roth, Bertolt Brecht, Ernst Toller und Erich Kästner kennen.

Mit seinem erfolgreichsten und beliebtesten Buch „Meine Freunde, die Poeten“ hat Kesten vielen Kollegen ein Denkmal gesetzt.

Als die politische Situation immer prekärer wurde, stieg Kesten 1933 mit seiner Frau in den Zug nach Paris ins Exil. Der holländische Verleger Albert de Lange nahm Kesten in die Liste der deutschen Abteilung des Verlags auf und bot ihm später ein geregeltes Einkommen als Verlagslektor. Bei Kriegsausbruch 1939 wurden Toni und Hermann Kesten getrennt in Frankreich interniert. Auf Intervention einflussreicher Freunde hin kam der Autor nach zehn Tagen frei, seiner Frau gelang die Flucht. Nun stand für ihn fest, dass sie Frankreich verlassen und nach Amerika ins Exil gehen müssten. Akribisch genau beschreibt Debrunner die Schwierigkeiten, denen der Flüchtling ausgesetzt war, doch schließlich gelang es ihm 1941, mit einem Besuchervisum ein Schiff nach Amerika zu besteigen. Seine Frau konnte erst später folgen. Was Kesten in Amerika am meisten fehlte, waren die Cafés, denn in Europa hatte er fast ausschließlich in ihnen geschrieben; sie waren ihm im Exil zur Heimat geworden. In der Neuen Welt entwickelte sich der Schriftsteller, zusammen mit Thomas Mann, immer mehr und unter großen persönlichen Opfern, wie Debrunner betont, zum Lebensretter der noch in Europa auf eine Ausreise wartenden Autoren. Als Honorary Adviser wirkte er im Emergency Rescue Committee mit. Im amerikanischen Exil entstand die Romantrilogie „Der Mohr von Kastilien“. „Ferdinand und Isabella“ und „König Philipp II.“ sowie „Die Kinder von Gernica“. Mit der Romantrilogie übte Kesten – in historisches Gewand verhüllt – heftige Kritik an der Staatsform der Diktatur. Der Biograph Debrunner betont, dass die Par-

allelen zur Zeit des Nationalsozialismus augenfällig sind. 1949 erhielt Kesten die amerikanische Staatsbürgerschaft und kehrte mit dieser Sicherheit im Rücken nach Europa zurück.

Der Biograph Debrunner hatte das Glück, Hermann Kesten in seinen letzten Lebensjahren noch persönlich kennen zu lernen, deshalb konnte er so manche unbekannte Episode aus dessen Leben beitragen. Deutschland, das zu verantworten hatte, dass große Teile von Kestens Verwandtschaft dem Holocaust zum Opfer gefallen waren, schied als neuer Wohnsitz aus. Das Ehepaar entschied sich für Rom, dessen Lebensgefühl und überaus reiche Kultur ihnen zusagte. Hier schloss der Heimkehrer neue Freundschaften, u.a. mit Ingeborg Bachmann. Hans Werner Richter lud Kesten auch zu Tagungen der „Gruppe 47“ ein. Ablehnung erfuhr der jüdische Autor jedoch von den jüngeren deutschen Autoren, die jetzt den Ton angaben. 1956 kam es wegen Kestens Rede beim Kongress in Überlingen zu einem Eklat. Kesten ging in seinem Vortrag „Literatur im Exil“ mit den Autoren, die sich nicht vom Nationalsozialismus distanziert hatten, hart ins Gericht. Die Rede führte zu einer feindlichen Haltung gegenüber dem deutlich älteren Exilautor. Die jüngere Autoren generation wollte nicht an diese Zeit erinnert werden, man versuchte sie zu verdrängen und schaute in die Zukunft. Hans Werner Richter sagte im privaten Kreis: „Ich rechne Kesten nicht zu uns gehörig.“ Es musste noch viel Zeit vergehen, bis Kesten schließlich 1972 zum Präsidenten des PEN-Zentrums gewählt wurde. 1976 legte er das Amt nieder.

1959 erschien Kestens Buch: „Dichter im Café“. Eine Zeit- und Weltreise durch die Cafés der europäischen Metropolen und deren Dichter, für die das Café ein

„Wartesaal der Poesie“ war. Debrunner schrieb zu Recht: „Kesten wurde das Kaf fehaus zur Chiffre für seine schriftstellerische Existenz.“ Als der Autor bereits Literaturpreise und Anerkennungen erhalten hatte, schuf der Nürnberger Maler Michael Mathias Prechtl das Bild „Hermann Kesten im Café“, das im Nürnberger Rathaus hängt. Der unstete Wanderer sitzt an einem Caféhaustischchen, neben ihm Christus mit der Dornenkrone und dem Davidstern auf der Brust – und der alttestamentarische Moses. Seine Heimatstadt ehrte ihren großen Sohn auch mit einer Skulptur, die im Garten des Kreuzgangs der Ruine der Katharinenkirche steht. Das Gelände gehört zur Stadtbibliothek Nürnberg, und der Garten wird von den Besuchern des Hermann-Kesten-Cafés genutzt. Die Skulptur zeigt Kesten im Aufbruch, mit Hut und dem Mantel über dem Arm.

1972 erschien der Roman „Ein Mann von sechzig Jahren“ mit stark autobiographischen Zügen, der aus vier Perspektiven erzählt wird. Die Hauptfiguren leben an denselben Orten, wo Kesten gelebt hatte und haben einen fast identischen Lebenslauf mit ihm. Sein einziger Lyrikband „Ich bin, der ich bin“ erschien 1974. Der Titel greift auf die Antwort Jawhes zurück, der, nach seinem Namen gefragt, antwortet „Ich bin, der ich bin“. Zahlreiche Ehrungen belegen das Gewicht Kestens in der Literaturszene. Hier seien nur die wichtigsten genannt: Preis der Stadt Nürnberg, Georg-Büchner-Preis, Nelly-Sachs-Preis und Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Nürnberg.

Am 3. Juli 1977 starb Toni Kesten. Ihr Tod stürzte Kesten in eine schwere Krise. Er „floh“ aus Rom und verbrachte etwa ein Jahr bei seiner Schwester Gina in New York. Seine Lebenslust war erloschen, er

verstummte literarisch und schrieb nur noch Briefe. Wolfgang Buhl, ehemaliger Leiter des Studio Nürnberg (heute Studio Franken) des Bayerischen Rundfunks, der mit ihm befreundet war, schrieb: „Mit ihr, der kleinen zierlichen Nürnberger Jüdin, starb ein Teil seiner selbst. [...] Diese kleine Nürnberger Jüdin lebte ganz für ihn [...] sie] war sein literarisches Gewissen, das er nur verließ, um im Café zu schreiben [...].“ Buhl lud Kesten mehrfach ins Studio ein. Bekannt sind u.a. Kestens Sendungen „Nürnberger Reden“.

Schließlich fand der Witwer ein neues Zuhause bei Martha Marc, einer Nürnberger Freundin von Toni, die auch Hermann aus seiner Jugendzeit kannte. Martha war ebenfalls verwitwet und lebte in der Nähe von Basel. Als Martha 1984 starb, begab sich der Hochbetagte im Sommer 1985 in das jüdische Altersheim La Chamille in Riehen. Anfang der 1990er Jahre machte der Patient dort die Bekanntschaft mit der jungen Pflegerin Monika Kiefer. Es entstand eine tiefe Freundschaft, beide sahen diese Freundschaft als Liebesbeziehung an.

Zu Kestens 90. Geburtstag richtete die Stadt Nürnberg einen Festakt für den Jubilar aus. Festredner waren Willy Brandt, Walter Jens, Marcel Reich-Ranicki, Carl Amery, Horst Bienek, Hilde Spiel und Thilo Koch. Zu seinem 95. Geburtstag stiftete Hermann Kesten der Stadt Nürnberg den ersten Internationalen Menschenrechtspreis in Höhe von 25.000 DM. Schon länger hatten seine Kräfte nachgelassen. Im Frühjahr 1996 bekam er eine Lungenentzündung. Man brachte ihn – bereits bewusstlos – ins Spital, wo er am 3. Mai 1990 starb, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben. Der eilig herbeigerufene Nürnberger Bildhauer Wilhelm Uhlig nahm die Totenmaske ab. Hermann Kesten ruht im Israelitischen Friedhof in Basel.

Alfred Debrunner ist es gelungen, ein stimmiges und lebendiges Porträt seines Forschungsobjekts zu zeichnen und dessen Persönlichkeit immer wieder unaufdringlich aufleuchten zu lassen: Hermann Kesten – der Meister der Freundschaft, der Freiheitsliebende, der Optimist mit leicht melancholischem Einschlag, der unstete Wanderer, der Moralist, der liebende Gatte und der Chronist des 20. Jahrhunderts.

Ingeborg Höverkamp

Christel Gollner (Hrsg.): **Buntland – bildschön – 20 Jahre Oberfränkische Malertage.** Ortsporträts von Godehard Schramm (Nürnberg). Weißenstadt [Druckkultur Späthling] 2017, ISBN 978-3-942668-39-2, Fadenheftung mit Hardcover, 27 x 24,5 cm, 192 S., ca. 300 Farabb., 19,95 Euro.

„Diese einmalige Veranstaltungsreihe, die es sonst nirgendwo gibt, muss unbedingt fortgesetzt werden.“ Diesen Wunsch äußerte schon 1999 der damalige oberfränkische Regierungspräsident Hans Angerer, anlässlich der 2. Oberfränkischen Malertage (OMT) in Pegnitz. Dieser Wunsch ging in Erfüllung! Leider hat Hans Angerer nicht mehr erlebt, dass nicht nur die sogenannten OMT zwanzigmal in Folge stattgefunden haben, sondern dass 2017 mit diesem Jubiläumsbuch ein einzigartiges, 192 Seiten umfassendes Dokument geschaffen wurde. Der Bildband „BUNT-LAND – bildschön“, den die Gründerin und Organisatorin der Oberfränkischen Malertage, Christel Gollner, jüngst herausgegeben hat, vermittelt in moderner und zugleich zeitloser Symbiose von Dicht- und Malkunst ein tief verwurzeltes Wissen

und Gefühl für die wunderschöne oberfränkische Heimat. Es gleicht einem in dieser Art bislang nicht bekannten Poesiealbum. Die „*kometenhaften*“, geistreichen und phantasievollen Darstellungen des bekannten Nürnberger Schriftstellers Dr. Godehard Schramm ziehen sich in launischer Jean-Paul-Manier wie ein roter Faden ebenso blütentraumreich durch das Werk wie die 300 Bilder, die die Malkünstler aus vielen Regionen Deutschlands, europäischen Nachbarländern und sogar aus den USA ausschließlich zum Thema Oberfranken geschaffen haben.

Zwischen 1998 und 2017 haben folgende Orte an den Oberfränkischen Malertagen teilgenommen und sind somit in dem Bildband ausführlich dargestellt: Weidenberg, Pegnitz, Bayreuth, Hof, Creußen, Kronach, Kulmbach, Forchheim, Wunsiedel, Coburg, Marktredwitz, Arzberg (mit den weiteren Orten der bayerisch-böhmisichen Brücken-Allianz: Hohenberg a.d. Eger, Schirnding, Thiersheim, Thierstein und Höchstädt), Seßlach, Schwarzenbach a.d.Saale, Kirchenlamitz, Neustadt b. Coburg, Münchberg, Bad Rodach, Neudrosendorf und Lichtenfels.

Die Regierungspräsidentin Oberfrankens, Heidrun Piwernetz, und Bezirksheimatpfleger Prof. Dr. Günter Dippold geben mit ihrem Gruß- bzw. Geleitwort der Freude Ausdruck, dass mit dem Buch einerseits unser buntes, vielfältiges Oberfranken in Wort und Bild auf so treffliche Weise dargestellt wurde und dass andererseits die Künstler in den einzelnen OMT-Orten für sie interessante Gegebenheiten entdeckt haben, die selbst den Ortsansässigen häufig gar nicht auffallen oder nicht darstellenswert erscheinen würden.

Renate Wolfrum